EX-
LIBRIS
AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.

C. 1

Lächelnde Erinnerungen.

Bilder aus dem Leben
eines blinden Knaben.

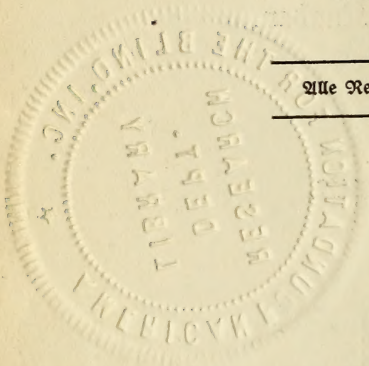
Von

Ernst Haun.

RESEARCH DEPT. LIBRARY
AMERICAN FOUNDATION FOR THE BLIND, INC.

Leipzig
Verlag von Ernst Haun.
In Blindenschrift herausgegeben und zu beziehen durch den „Verein zur Förderung der Blindenbildung", Hannover, Blindenanstalt.

HV2345
.I4
cop.1



Alle Rechte vorbehalten.

Glückliche Stunden,
Wenn auch entschwunden,
Sind der Erinn'rung doch
Freundliche Sternlein noch,
Die in der Zukunft Weiten
Sanft deinen Weg begleiten.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

1. Harzwanderung 7
2. Wie es Kurt in der Schule erging 14
3. Wie Kurt Abrechnung hielt 17
4. Wie Kurt den lieben Gott kennen lernte und mit ihm Freundschaft schloß 21
5. Wie Kurt das erstemal Mitleid hatte und dafür eine Ohrfeige erhielt 27
6. An den Leser 30
7. Von lustigen Leichenträgern und Bonbons oder — falls es der Leser passender findet — Wie Kurt in die Blindenanstalt trat 33
8. Wie Kurt seine kleine Freundin fand 37
9. Kurts erster Brief 44
10. Prinzessin Eulalia; Robinson im Springbrunnen; Münchhausen auf dem Keilkissen 47
11. In träumendem Frieden 54
12. Wie Kurt dem Laster verfiel, schrecklich lügen lernte und vor den Mädchen Respekt bekam 57
13. Wie Kurt den Hausknecht Rudolf an der Stalltür zu Bethlehem traf und der Herr Wachtmeister eine Ansprache zum Preise der Quetschkommode hielt 62
14. Zahnstocher — oder ein Löwe 67

Seite

15. Was Kurt auf dem Baume erlebte, den der Herrgott gepflanzt hat 72
16. Knabenheldentum 82
17. Die Riesepidemie und ihre Folgen 88
18. Wie Kurt das Bittere der Blindheit kennen lernte . . 95
19. Kurt lernt ein nettes und gebildetes Fräulein kennen usw. 100
20. Abschied 105

Ein Schlußwort an alle Blindenfreunde 112

1. Harzwanderung.

Hoch und hehr lag die seidenschimmernde Himmelsglocke über dem duftigen Harzwalde. Träumend schwammen silberne Wolkenkähne durch den azurenen Glitzerschimmer und flogen weit hinaus wie verlorene Gedanken, weit hinaus bis in unendliche Fernen. Unter dem weiten Blau aber dehnte sich das schwellende Grün des Harzes; weich schmiegten sich duftige Wiesen die Berghalde hinan, und wie träumende Märchen grüßten blaue Bergseen aus verschwiegenem Talwinkelchen. Der prächtige Harzwald prangte im üppigsten Grün. Berg und Tal, Wiesen und Wald, alle hatten sie ihre farbenglühendsten Gewänder angelegt; sie wollten den vielen Wanderern recht gefallen, die nun wieder im jungen Sommer zu ihnen herauskamen; sie wollten sie recht froh und festlich stimmen. Da wurde den Menschen auch wirklich froh und festlich zu Sinn. Sie schüttelten alle Alltagssorgen ab und blickten mit blanken,

lachenden Augen um sich in die jugendlich strahlende Natur, wurden froh und glücklich wie Kinder und jauchzten und jubelten und sangen und trällerten. Da vergaßen nun auch die mürrischen Bergknorren ihr Alter und stimmten jugendfrisch mit ein in das allgemeine Jauchzen. Sie riefen den Menschen ihre Jodler zurück fast noch frischer und lebendiger als diese, und sie wurden nie müde, diese Freudenrufe immer und immer zu wiederholen. Der eine rief es dem andern zu und der wieder dem nächsten; so ging es von Berg zu Berg durch die wildesten Schluchten hindurch, bis es in dämmernder Ferne verstarb. Die klugen Menschen aber verstanden die jauchzende Bergfreude nicht, sie nannten das „Echo".

Einer aber ging durch die Bergespracht, der verstand die Sprache der Natur mit seinem kindlichen Herzen, er verstand die Jubelrufe der Berge; er verstand das Raunen der Felsbrocken, wenn der Wind an ihnen knusperte; er verstand das Wispern der Blätter. Jedoch er sah die ragende Pracht nicht, obgleich er mit offenen Augen forschend um sich spähte: der kleine Kurt Werner war es.

An der Hand des Vaters durchwanderte das Kind die prächtigen Harzwälder. Und der Vater erklärte und machte aufmerksam auf alles: auf

Berge und Täler, auf Flüsse und Seen, auf Pflanzen und Tiere. Er wollte dem Kleinen noch recht viele Eindrücke durch das Auge vermitteln; denn bald sollte dies nicht mehr möglich sein, bald sollte das Kind — wie der Augenarzt sagte — vollständig erblinden.

Herr Werner fragte:

„Was ist das dort, Kurtel? Siehst du das?" Das Kind sah angestrengt nach der bezeichneten Richtung, unterschied aber nichts.

„Das ist ein alter Turm," erklärte der Vater, „da oben hat vor langer, langer Zeit ein Raubritter gehaust. Aber dort, siehst du das?" Kurt sah lange forschend hin, dann sagte er:

„Das ist so dunkel, so — das wird wohl Wald sein." Der Vater strich ihm liebkosend über das blonde Haar. Da jauchzte der Knabe hell auf vor Freude, die stille Liebkosung des Vaters sagte ihm, er habe recht gesehen.

Drüben aber unter den Brombeerranken des Waldsaumes sagte der ehrwürdige Hasengroßpapa, der gerade einen Nachmittagsspaziergang unternahm, zu seinem Herrn Neffen:

„Du, wer hat denn da so eine helle Schmetter-

stimme? das klingt ja wie lauter Elfensingen!" Der Herr Neffe äugte vorsichtig durch die Ranken:

„Ach, das ist der Kurtel aus Wederode! Da brauchen wir uns nicht zu fürchten, der tut uns nichts; er kann nicht einmal sehen!" Und — naseweis wie so junge Burschen nun einmal sind — hüpfte er hinaus auf die Lichtung und machte den Menschen seine Männchen vor. Da mußte Herr Werner laut auflachen, das war gar zu possierlich. Husch! und die Waldwiese war wieder leer.

Kurt fragte:

„Warum lachst du denn, Vater?"

„Dort drüben saß ein Häschen, mein Junge, das sah so drollig aus!"

Kurt wurde traurig: Es gab so viel Schönes und Lustiges auf der Welt, und er konnte es oft nicht sehen! Ob er denn nicht auch bald „das Sehen" lernen würde? — Sie gingen weiter.

„Was siehst du dort?" fragte der Vater.

„Da geht es hinunter, das ist ein Tal."

„Und was siehst du in dem Tal?" Kurt sah nichts darin.

„Hörst du's nicht?" Kurt lauschte. Leise lieblich klang ein klingelndes Singen herauf wie das zarte Bimmeln eines feinen Silberglöckchens. Das klang

so süß und schmelzend wie der weiche Lockruf des Vogels im Frühlingswalde. Das klang so frisch und rein wie fröhliches Lachen aus Kinderherzen. In jauchzendem Wanderübermut riß der Vater das Kind in seine Arme und sprang mit ihm die Böschung hinunter dem plaudernden Gebirgsbache zu, und fröhlich mischte sich das trauliche Kinderlachen in das eifrige Schwatzen der Bachnixen. Da lauschten die vieltausend Gebirgs- und Blumengeister auf und dachten:

„Wer singt denn da mit so goldigem Herzen?“ Und all die bunten Blumen wandten ihre feinen Gesichtchen den beiden Menschen zu, die sich am Bache gelagert hatten, und ihr zartes Blumendenken wob sich harmonisch ineinander zu süß melodischem Singereigen, der die heimliche Talwiese mit klingendem Schwebeduft überzitterte. Der spann auch die Herzen und die Gedanken der beiden Menschen ein in wohliges, seliges Träumen, so daß ihre Gedanken hinausflogen in weite, unendliche Fernen, hinauf zu den silbernen Wolkenkähnen am blauen Firmament und hinunter zu den kichernden Bachnixen am kühlen Kieselgrund.

„Drücke nicht so die kleine Gänseblume neben dir,“ sagte der Vater, „du tust ihr ja weh.“ Vor-

sichtig tastete Kurt neben sich. Bald hatte er die kleine Blume gefunden, die er aus dem elterlichen Garten so wohl kannte. Mit leichten, schmeichelnden Fingern griff er über den gelben Stempel, über die schneeigen Blütenblätter, und das war wie ein Verzeihungbitten. Da machte die Gänseblume einen ganz zierlichen, graziösen Dankeschönbückling und sagte auf Gänseblümisch:

„Ich danke dir, lieber Kurt, und dir, großer, feiner Herr, daß ihr so freundlich auch zu uns kleinen Leuten seid. Ich danke euch!"

Kurt verstand das Gänseblümchen, denn die Kleinen verstehen sich leichter untereinander. Der feine kluge Herr aber, der verstand es nicht. Er dachte nur:

„Wenn schon du, kleine Gänseblume, so zufrieden dein bescheidenes Leben leben kannst, warum soll nicht auch mein Kurtel froh und zufrieden werden, trotz der Blindheit, er hat ja ein so goldiges Herz und einen so klugen Verstand." Schwer strich er mit seiner warmen breiten Hand über das Haar des Kindes; da wurde es Kurt so still, so leicht, so müde fühlte er sich, als wäre er daheim. Leise ließ er den Kopf an des Vaters Brust sinken und schlief ein.

Das murmelnde Wiegenlied des Baches umschmeichelte und umplätscherte ihn wie mit weichen, linden Traumhänden und murmelte fröhliche Harzbilder von silbernen Wolkenkähnen, von hüpfenden Hasenneffen, von plaudernden Bachnixen und singenden Gänseblumen in seinen Schlummer. — Goldige Harzsonne in den Herzen, auf den Gesichtern, saßen Vater und Kind.

2. Wie es Kurt in der Schule erging.

Kurt ist jetzt sechs Jahre alt. Seit einigen Wochen besucht er die Schule in Wederode; in die Blindenanstalt wollen die Eltern das Kind in so frühem Alter noch nicht bringen, sie können sich nicht trennen von ihm. Ja, Kurt ist noch im Elternhause, und er besucht die Schule, auf die er sich so gefreut hat; aber glücklich ist er dennoch nicht! Im Gegenteil, er ist unglücklich, er wird immer unzufriedener. Jetzt, wo er mit den sehenden Kindern in Wettbewerb treten muß, fühlt er erst, wie viel ihm fehlt.

Wunderschön, mit einer Zuckertüte fast so lang wie er selbst, hat die Schule begonnen. Doch sogleich stellte sich auch Unangenehmes ein. Als den Kindern ihre Plätze zugewiesen wurden, kam er auf die unterste Bank. Nun hatte er sich mit größtem Eifer bemüht, heraufzukommen. Bei jeder Frage des Lehrers hatte er den Finger blitzschnell in die Luft gebohrt wie einen Spieß, um seinen Eifer und sein Können zu zeigen; aber es hatte alles nichts

genützt: Er blieb „auf der untersten Bank". Die Dümmsten und Faulsten saßen neben ihm, und wenn ein Schüler bestraft werden sollte, so kam er zu ihm „auf die unterste Bank"! Der Lehrer hatte zwar gesagt:

„Du sitzest hier nur, damit du die Wandtafel siehst und die Bilder." Doch das war ihm gar kein Trost. Auf der untersten Bank saß er doch!

Dazu kam ferner, daß er das eigentlich Große und Schwere, was es in der Schule zu lernen gab, das Lesen und Schreiben, daß er das nicht lernen durfte; davon war er dispensiert. Selbst Müller-Paul durfte es lernen, und der war doch buckelig! Und sogar Kramers Liese, die doch rote Haare hatte! Alle durften sie lesen und schreiben lernen! Aber ihm sagten sie: er dürfe nicht lesen und schreiben, weil er schlechte Augen hätte! Dann war wohl „schlechte Augen haben" das allerschlimmste, was es gab? Noch schlimmer als buckelig sein und als rote Haare haben!

Ihm zog sich das kleine Herz in wehem Schmerz zusammen, wenn er dies erwog; und er wurde so traurig wie nie zuvor.

Sollten sie im Turnen über eine Leine springen,

dann sprang er darauf und einige Schüler lachten. Der Lehrer fragte nun wohl:

„Du siehst die Leine doch?"

„Ja!" sagte Kurt fest. „Nein" hätte er nie herausbringen können; er schämte sich zu sehr, noch nicht einmal die Leine sehen zu können, die doch schon die Allerkleinsten sehen konnten. Nun sprang Kurt zum zweiten Male, und er nahm alle Kraft zusammen. Doch wieder sprang er falsch; da lachten die Jungen noch mehr. Der Lehrer verwies es ihnen zwar, aber leise lachten sie doch.

Kurt lachte mit und stellte sich wieder auf seinen Platz in Reih und Glied, doch er biß die Zähne zusammen: sie durften nicht merken, wie sehr er sich schämte! Wie er sich schämte, so dumm zu sein, daß er nicht einmal die Leine sehen konnte! In ihm aber fragte es mit bohrendem Sehnen: Wann lernst du denn nun endlich das „Sehen"? Du bist doch schon so lange in der Schule!

Nein, glücklich war Kurt nicht in der Schule!

3. Wie Kurt Abrechnung hielt.

Bevor Kurt in die Schule ging, kam er nur selten auf die Straße. Er kannte daher nur wenige, wohlerzogene Kinder, mit denen er im väterlichen Garten spielte. Nun, in der Schulzeit wurde das anders. Er lernte viele Kinder kennen, aber die meisten von ihnen liebte er nicht. Sie waren alle so anders als er: so leicht, so flink, so lebendig. Sie sahen etwas in weiter Ferne und sprachen davon, während er es nicht sah. Wenn sie „knöpperten" — das heißt mit Kugeln nach aufgestellten Knöpfen rollen —, dann mußte er stumm danebenstehen; ihr fröhliches Spiel war nicht für ihn!

Einmal hatte ein Junge zu ihm gesagt:

„Kurt, dort geht dein Vater!" Da war Kurt wie der Wind auf den Vorübergehenden losgestürzt, und als er direkt vor ihm stand, da war es — der betrunkene Laternenanzünder Kuhnert! Der Chor der Knaben hatte hell aufgelacht, er aber war beschämt davongeschlichen.

Beim Spiele hänselten sie ihn gern, weil er — seiner großen Kurzsichtigkeit wegen — so unbeholfen, so wenig gewandt war. Sie neckten ihn gerade wie den buckeligen Müller-Paul, und er wollte doch mehr sein als der!

Durch alle diese Unzuträglichkeiten, diese kleinen Sticheleien wurde Kurt scheu und verschlossen; etwas Herbes, Unkindliches kam in sein Wesen. Reicher Zündstoff an Unzufriedenheit und Groll sammelte sich in ihm auf und drängte nach Entladung, und diese kam.

Auf dem Marktplatz spielten sie „Haschen". Kurt war am Greifen. Er jagte hinter den anderen Kindern her in dem heißen Bestreben, eines derselben abzuschlagen, das dann seinerseits wieder greifen mußte. Wohl schon eine halbe Stunde lang bemühte er sich so; doch immer vergebens. Er sah die rasch vor seinen Augen hin und her huschenden Kinder nicht deutlich. Oft hielt er einen Baumstamm für ein Kind und lief auf ihn zu. Dann johlte der Haufe der Kinder vor Vergnügen. Kurt aber packte eine peinigende Scham, und das Verlangen wuchs in ihm, doch eins der Kinder abzuschlagen, die erlittene Schlappe so wieder auszugleichen. Er strengte alle Kraft an. Die Kinder

empfanden, daß es in ihm kochte, daß es für ihn kein leeres Vergnügen mehr war, und ihre Luft stieg damit nur um so mehr. Manche fanden eine teuflische Freude daran, von hinten leise an ihn heranzukommen, ihn zu kneifen und dann wieder blitzschnell wegzuspringen, ehe er sie überhaupt gesehen hatte. Zornträne traten Kurt in die Augen; hart biß er die Zähne zusammen und strengte die äußerste Kraft an. Mit wüster, leidenschaftlicher Hast rannte er hinter den Kindern her. Sie fühlten instinktiv: Jetzt wird es ernst. Wie ein Pfeil schoß er zwischen den Bäumen durch seinen Peinigern nach. „Bumm!" Er war hart gegen einen Baum gerannt. Nicht griff er indes zur schmerzenden Stirn. Wilder und immer wilder rannte er.

Einer der Frechsten, ein Zehnjähriger, kneift ihn jetzt wieder von hinten. Mit einem Ruck ist Kurt herum. Er erwischt den Davonspringenden noch, und schon liegt der kräftige, weit größere Junge am Boden. Kurts Fäuste ballen sich, seine Augen blicken starr; in seiner Kehle gurgelt es dumpf. Wie ein gieriges Raubtier über seine Beute, so fällt er über den Ahnungslosen her, und mit einer Kraft und Gewandtheit, die niemand dem schüchternen Jungen zugetraut hätte. Hageldicht sausen die

Faustschläge auf sein Opfer nieder, ohne zu bedenken, wohin sie treffen. Doch er kann sich nicht genugtun. Mit heißer Leidenschaftlichkeit treten seine Füße den am Boden Liegenden, bis er endlich keinen Laut mehr von sich gibt, bis er daliegt wie tot.

Die Spielkameraden standen stumm und starr in weitem Bogen um die Gruppe herum. Keiner sagt einen Laut; keiner springt dem Gemißhandelten zu Hilfe. Ihr Schuldbewußtsein mag sich regen.

Jetzt läßt Kurt ab von seinem Opfer; sein Zorn ist gekühlt. Mühsam richtet er sich auf; mühsam öffnen sich seine Fäuste, die wie zu Eisen verschmolzen scheinen. Wie erwachend aus furchtbarem Traum blickt er schwer aufatmend um sich, und wie ein Erkennen geht es über ihn. Nichts sagt er. Mit einem langen, seltsam traurigen Blick auf seine Spielkameraden wendet er sich und durchschreitet langsam den Kreis, der sich ihm willig öffnet. Wie betäubt geht er langsam zur elterlichen Wohnung.

Winselnd schleicht der Gemißhandelte von dannen.

4. Wie Kurt den lieben Gott kennen lernte und mit ihm Freundschaft schloß.

Mit schmerzendem Kopf und schmerzenden Gliedern kam Kurt nach Hause. Langsam ging er durch das Haus und den Hof in den Garten. Mechanisch durchwanderte er die gewundenen Kieswege und kam, ohne zu wissen, was er tat, endlich ganz von selbst an seinen Lieblingsplatz unter dem großen Apfelbaum, der ganz hinten im Garten stand. Niemand kam dort hin; dort war er unbeobachtet; dort fühlte er sich so recht wohl.

Aus tiefster Brust aufschluchzend warf er sich ins hohe Gras und weinte bitterlich; er wußte selbst nicht warum. Ihm war so weh ums Herz; so allein, so verlassen fühlte er sich. Ihm war, als sei etwas in ihm zersprungen, was war es doch? — Eine große, leere Öde war in ihm. Mechanisch faltete er die Hände. Warum denn? — Wollte er beten?

„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!" sagten seine Lippen. Nein, das paßte nicht her.

Nun versuchte er es mit dem Vaterunser. Indes auch das war nicht recht. Es klang, als ob eine Maschine spräche; sein Mund klapperte nur. Nein, das Gebet paßte auch nicht! Aber was sollte er sonst beten? — Andere Gebete hatte er doch noch nicht gelernt! —

Langsam glitten seine Finger wieder auseinander. Müde sah er aufwärts. Über ihm breitete der alte Apfelbaum, sein treuer Spielkamerad, der ihn nie geärgert hatte, seine mächtigen Äste. Durch sein Gelaube hindurch lugte ein Stückchen Himmel, gerade auf ihn zu. Kurt schaute in das Himmelsfleckchen. Da oben wohnte doch der liebe Gott. Ob man ihn wohl einmal sehen könnte? —

Angestrengt blickte er hin; aber nichts war zu entdecken. Doch er ließ nicht nach. Immer weiter bohrten sich seine suchenden Blicke in das reine Blau hinein. Immer höher und höher drang sein Auge, und mit stiller Wonne fühlte er, daß er immer weiter und weiter sehen lernte.

Da, plötzlich — er täuschte sich nicht —, da sah er etwas. Wie die Luke auf dem Heuboden, in der Miez sich immer sonnte, gerade so sah es aus. Das mußte die Himmelsluke sein! Und aus der Luke guckte — wie deutlich er das sah! — da

guckte ein altes, gutes Gesicht heraus, gerade zu ihm herunter. So freundlich und lieb blickte das Gesicht, wie er noch keines gesehen hatte; das konnte nur der liebe Gott sein! Als nun Kurt ein ganz klein wenig nickte, da nickte das Gesicht wieder und lächelte ein ganz kleines, feines Lächeln. Da wurde es Kurt so warm und froh ums kleine Herz wie nie zuvor. In andächtigem Erschauern dachte er:

„Dich sieht jetzt der liebe Gott!" Schnell faltete er die Hände — mit dem lieben Gott darf man nur mit gefalteten Händen reden — und begann leise und schüchtern:

„Lieber Gott! Du bist wohl sehr lieb und fromm und sehr gut! Du bist wohl viel guter als alle Menschen!"

Der liebe Gott lächelte wieder, und das war Kurt gerade, als ob ihm sein Vater über das Haar strich, das war ganz genau so. Kurt bekam etwas Mut.

„Du, lieber Gott, du siehst gerade aus wie unser alter Schäfer auf dem Anger. Hast du den schon gesehn? Der ist auch so alt und so gut und so — und der macht mir auch immer Pfeifen und Brummer! Willst du mir auch Pfeifen —". Er brach ab. Er schämte sich. Von dem lieben Gott

so etwas zu denken!! — — „Du, lieber Gott," begann er von neuem, „ich will dich mal was fragen, du weißt doch alles. Du brauchst ja bloß zu nicken, wenn du nicht sprechen willst. Warum sind denn immer die Kinder so schlecht zu mir? Ich habe ihnen doch gar nichts getan! Und ich will doch immer so gern mit ihnen spielen! Und dann necken sie mich immer so! — Ich bin doch gar nicht bucklig wie Müller-Paul, und ich habe doch auch keine roten Haare wie Kramers Liese, und sie necken mich doch immer!" Da wurde der liebe Gott ganz ernst und sagte:

„Aber lieber Kurt, die artigen Kinder necken dich doch gar nicht; das sind doch bloß die unartigen! Und dann — sieh mal, mein Junge, du bist ja ebenso wie die Kinder; du denkst doch auch, Müller-Paul ist schlechter als du, weil er bucklig ist, und Liese auch, weil sie rote Haare hat. Das ist auch nicht fein artig von dir! Ich habe sie doch erst so gemacht!"

Kurt dachte: Ja, da hat der liebe Gott wohl recht. Ich bin eigentlich auch nicht nett mit Müller-Paul, ich will immer nicht mit ihm spielen. Das ist eigentlich auch schlecht von mir.

„Aber warum hast du uns denn so schlecht ge-

macht? Du hast uns doch lieb? Warum kann ich denn nicht sehen? Oder lerne ich das noch?"

Jetzt lachte der liebe Gott wieder:

„Aber Kurt, du kannst doch weiter sehen wie all die Kinder! Du kannst ja bis zu mir in den Himmel sehen. Das ist doch sehr, sehr weit. Hundertmal bis nach dem Bahnhof und dann immer noch ein Stückchen weiter! So weit kannst du sehen, denke mal! Und dann, es gibt zweierlei Sehen: Das eine mit dem leiblichen und das andere mit dem geistigen Auge. Aber das verstehst du noch nicht! Das erkläre ich dir später mal, wenn du erst groß bist." Dabei machte er ein so lustiges Gesicht, daß die große Hornbrille ordentlich wippte, gerade wie bei dem Schäfer draußen auf dem Anger. Da mußte Kurt lachen.

„Lieber Gott," sagte Kurt mit aufrichtiger Bewunderung, „du bist wohl schrecklich klug? Du bist wohl noch klüger wie mein Vater?" Jetzt lachte der liebe Gott laut heraus, ganz laut.

Da hörte Kurt seinen Namen rufen; Anna, das Dienstmädchen, war es; sie rief ihn zum Kaffee. Das war zu dumm! Denn der liebe Gott hatte gerade noch etwas sagen wollen, etwas furchtbar Schönes gewiß.

„Ich komme schon wieder!“ nickte er noch schnell hinauf. Dann sprang er auf und lief vor. Er lief gar nicht, er flog; ihm war so wunderfroh zumute.

5. Wie Kurt das erste Mal Mitleid hatte und dafür eine Ohrfeige erhielt.

Kurt spielte nicht mehr mit den Kindern auf der Straße; aber gern stand er im Torweg des väterlichen Hauses und sah und hörte ihren Spielen zu. Dann schlich sich stets ein stilles, trauriges Sehnen in seine Brust: Er hätte so gern mitgespielt, und er konnte doch nicht.

Wieder einmal stand er so. Sie spielten gerade „Soldaten". Plötzlich stoben da die Kinder auseinander mit dem Rufe: „Ein Blinder, ein Blinder!" Jeder suchte eiligst die schützende Haustür.

Jetzt kam ein blinder Bettler harmonikaspielend die Straße herunter. Sein sehender Führer ging neben ihm und fing mit dem Hute geschickt die Almosen auf, die ihnen die Leute aus den Fenstern zuwarfen. Die Kinder standen in den Haustüren und spähten neugierig durch die Türspalten. Auf die Straße wagte sich jetzt niemand, denn man wußte: So ein Blinder, so ein Bettler kann hexen. Er kann einem eine Krankheit anhexen, und er kann

einem auch etwas aus der Tasche hexen, ohne daß man es merkt; auch nimmt er Kinder mit.

Der Führer ging jetzt auf die andere Seite der Straße, auch dort die Pfennige einzunehmen. Der blinde Mann ging allein weiter. Gerade vor Werners Haus war es, da stieß er mit der Mütze an die weit überhängende Markise, die Mütze fiel zu Boden. Mit suchenden Füßen tastete der blinde Mann am Boden, um sie wiederzufinden. Doch er fuhr immer nur um die Mütze herum; er traf sie nicht. Hinter den Haustüren lachten ein paar Kinder. Kurt sah das ängstlich bemühende Suchen des blinden Mannes vor seiner Haustür, er hörte das belustigte Lachen der Kinder, und heller Zorn stieg in ihm auf. Einen Moment noch zögerte er, dann öffnete er entschlossen die Tür, trat heraus und nahm dem Blinden die Mütze auf. Die Kinder von drüben lachten laut. Da faßte Kurt ein wilder Trotz. Fest ergriff er den Arm des Blinden und führte ihn um die Markise herum und die Straße weiter hinunter.

Der Bann war jetzt gebrochen. Furchtlos kamen die Kinder aus den Haustüren und zogen in johlendem Haufen hinter dem Bettler und seinem kleinen Führer her. Und „die Blinden! die Blinden!“ klang es

höhnend Kurt ins Ohr. Doch er ließ den Arm des Mannes nicht los. Ohne rechts und links zu blicken führte er ihn, bis der Führer zurückkam. Dann wandte er sich ernergisch und ging stolzerhobenen Hauptes zurück, den Spott wirkungslos an sich abgleiten lassend. Er hatte das Gefühl, nichts Schlechtes getan zu haben, eher noch etwas Gutes! Da konnte ihm der Spott gleichgültig sein.

Mama stand schon aufgeregt im Hausflur und empfing ihn mit einer Ohrfeige.

„Dummer Junge, weißt du denn gar nicht mehr, was sich schickt! Die ganze Stadt spricht ja schon über dich!"

Papa aber sagte vorwurfsvoll: „Bertha!" und seine warme Hand strich dabei liebkosend über Kurts Scheitel. Da wußte Kurt, daß er etwas Gutes getan hatte.

6. An den Leser.

Siehst du dort, an der Peripherie der mächtigen Stadt, im stillen Vororte unter grünen Bäumen traulich versteckt, da liegt die Blindenanstalt, da liegt jenes Haus, in dem deine des Lichtes beraubten Mitmenschen aufwachsen. Da werden sie erzogen, da finden sie oft eine zweite Heimat, die Menschen, die nicht nach außen, die nur nach innen schauen können. Denke dich einmal in ihre Lage, o denke dich hinein, wenn du urplötzlich erblindetest! Du fühlst die warme Sonne — doch du siehst sie nicht! Du hörst die Menschen um dich her im Erwerbsleben hasten und ringen — aber du kannst ihnen nicht folgen, kannst es ihnen nicht gleichtun! Du siehst ja nicht! Du hörst das stammelnde Lallen deines Kindes — doch du siehst sein eifrig zappelndes Bemühen nicht, sich dir verständlich zu machen! O denke dich da hinein! — Wie todunglücklich wärest du! Glaubtest du nicht, das Leben habe keinen Wert, keinen Reiz mehr für dich? — Und nun denke:

Hunderte, Tausende deiner Mitmenschen müssen so durchs Leben gehen! Hart kämpfen sie gegen die dunklen Mächte, die ihnen das Leben, das du kennst, verschließen wollen! Nie werden sie jedoch den dunklen Schleier zerreißen, der über sie gebreitet ist! Nie werden sie die Ketten sprengen, die eine höhere Macht über sie verhängt hat!

„Können die glücklich sein, fragst du dich?" —

O ja, ganz gewiß! Sie können glücklich sein und viele von ihnen sind auch glücklich!

Die einen ringen sich in bitterem Kampfe durch die zahllosen Hindernisse hindurch empor an die Oberfläche des Lebens. Die andern, die bescheidenerer Veranlagung, bescheideneren Strebens sind, sie finden eine liebende Hand, die sie freundlich durchs Dunkel leitet. Liebe erhellt ihren Weg; Liebe hält sie aufrecht in dem schweren Kampfe „gegen die Blindheit!" Denn nichts weiter ist es, was sie kämpfen, als der Kampf „gegen die Blindheit!"

Doch komm mit mir, wir wollen sie belauschen in jenem Blindenhause, wie sie aufwachsen, sich entwickeln, wie sie hoffen und streben, wie sie kämpfen und ringen, siegen oder untergehen. Komm mit mir, ich will sie dir zeigen, deine lichtlosen Mit-

menschen; ich kenne sie, bin ja selbst einer der ihren, habe ja selbst in jenem Hause gelebt und gestrebt!

Folge mir denn!

7. Von lustigen Leichenträgern und Bonbons oder — falls es der Leser passender findet — wie Kurt in die Blindenanstalt kam.

Kurt trat mit den Eltern durch das efeubewachsene Gitter in die Blindenanstalt ein. Ein weiter Komplex von Häusern und Häuschen, weich in üppiges Grün geschmiegt, lag sie vor ihnen. Das Räderschnurren der Seilerei, das Klopfen und Hämmern aus der Korbmacherei, das tiefe, warme Brummen einer Orgel, das Überschnappen einer Anfängertrompete klingt ihnen entgegen. Dazwischen frisches Mädchensingen und lärmendes Jungenschreien; alles das sagt ihnen: hier herrscht frohes Leben und fleißige Arbeit. Kurt klopft das kleine Herz zum Zerspringen. Furcht und doch auch wieder freudige Erwartung hat ihn gepackt. Was wird ihm die Blindenanstalt bringen? —

Sie treten in den Vorgarten. Hinter dem Hause rechts lärmen fröhliche Kinderstimmen; dahin wenden sie sich, das Bureau zu erfragen.

Etwa zwölf Kinder spielen in den sauberen Wegen des Gartens, der von hohen Kastanien freundlich überschattet liegt. Sie wollen ein kleines Mädchen, das anscheinend tot sein soll, auf einen kleinen Wagen laden, wahrscheinlich, um es zu begraben. Doch die kleine Tote reißt sich immer wieder loß und entwischt lachend den lustigen Leichenträgern. Sie kann noch viel sehen; denn bei der Jagd, die nun beginnt, weicht sie ihren Verfolgern immer geschickt aus. Endlich wird sie aber doch zur Strecke gebracht und im Triumph auf den Wagen gelegt. Doch sie wehrt sich noch immer. Da ermahnt sie ein älterer Knabe:

„Aber nun mußt du auch tot sein, Klärchen!"

Das scheint ihr einzuleuchten; denn nun legt sie sich tot hin. Da bemerkt sie die Zuschauer, die jetzt auf die Kinder zukommen. Herr Werner redet die Kinder zuerst an:

„Aber ihr könnt hübsch spielen, Kinder! Ihr seid wohl schon lange hier?"

Einer der größeren Knaben gibt Bescheid, während die anderen zunächst scheu zurückbleiben. Bald aber werden sie zutraulicher; sie kommen heran und betasten Herrn Werner von allen Seiten. Einer

befühlt die Stiefeln; einer die Beinkleider, einer erwischt die Uhrkette.

„Ei, eine schöne Kette, fühlt mal da!" Gleich sind die vielen kleinen Hände an der Kette. Alles fragt und lärmt bunt durcheinander. Alle Scheu ist vergessen. Einer fragt:

„Sie sind wohl ein feiner, reicher Herr?" Und ein anderer:

„Sie bringen wohl einen Neuen?"

Herrn Werner ist es sehr peinlich, so von allen Seiten betastet zu werden; doch das kleine, fröhliche Völkchen läßt ihn zu keiner Überlegung kommen. Jetzt hat einer eine Tüte in der Tasche entdeckt und jauchzt hell auf. Herr Werner gibt sie Kurt zum Verteilen. Alle Hände halten sich auf. Wie wohl es ihm tut, auch einmal verteilen zu dürfen und nicht immer nur zu empfangen, wie es in Wederode stets gewesen.

Die Tüte ist geleert; aber ein Knabe und die kleine Tote haben noch nichts bekommen. Kurt tröstet sie:

„Ich habe noch viel im Koffer, da kriegt ihr noch was!"

Frau Werner war unterdessen auf das kleine Mädchen zugegangen, das sie verschämt und ernst

aus großen blauen Augen anstrahlt. Freundlich streicht sie über das krause Haar und fragt nach dem Namen.

„Klara Lenz."

„Du siehst auch aus wie der Lenz, Kleine! Bist du schon lange hier?"

„Ein Jahr, gnädige Frau!"

„Und was sind deine Eltern?"

„Meine Mutter ist Näherin. Mein Vater ist tot!"

Frau Werner hebt das Kind aus dem Wagen. Kurt ist gerade fertig mit der Verteilung, und nun gibt er auch der Kleinen die Hand. Die macht einen zierlichen Knicks. Nun erzählt Herr Werner den Kindern, daß Kurt auch ihr Spielkamerad werden soll. Ein freudiges Auflärmen antwortet ihm, und ein dickes Kerlchen mit einer lauten Krähstimme schreit:

„Heiweih! da gibt es immer oft viel Bonbons!"

Stilles Glücksgefühl im Herzen schreiten die drei die hohe Freitreppe hinauf, die zum Bureau führt, gefolgt von dem lärmenden, torkelnden Troß.

8. Wie Kurt seine kleine Freundin fand.

Das kleine Klärchen Lenz war zum Führer für Kurt bestimmt worden, das heißt, sie mußte ihn führen, sie mußte ihm in allem behilflich sein, bis er Bescheid wußte, bis er sich in allem eingewöhnt hatte. Ihr fiel stets beim Eintritt eines neuen Schülers diese Pflicht zu, denn ihr wurde dies leichter; sie konnte noch sehr viel sehen.

Sich an den Händen haltend, sprangen die Kinder in den Garten hinunter, und nun begann das Zeigen. Klärchen führte ihren neuen Schützling in allen Wegen herum; sie zeigte ihm alle Bänke, die Bosketts, den großen Sandhaufen und die Balancierschaukel, den Zaun von Direktors Garten, der sich so vorzüglich zum Klettern eignete, und den Mädchenweg, der aber für die Mädchen der Hauptanstalt reserviert war.

Vom Garten ging es in das Vorschulgebäude. Sie zeigte ihm die Klasse und das Wohn- und Speisezimmer sowie den Schlafsaal, in dem gerade Tante Mi, die Wirtschafterin, beschäftigt war. Als

sie dann wieder die Treppe hinuntergingen, erklärte die Führerin lakonisch:

„Die — Tante Mi — schimpft nämlich ümmer. Das muß dir aber piepe sein! Sie ist nämlich eine verärgerte alte Jungfer, sagt Mama. Fräulein Dix — die Lehrerin — schimpft aber nicht! Aber streng ist sie! Aber sie tut man bloß so! Du mußt sie gern haben! Und uns mußt du auch gern haben, wir sind nämlich auch sehr gut! Und manchmal sind wir ja auch ein bißchen unartig, aber bloß so zum Jux so, weil sich dann Tante Mi ümmer so schön drüber ärgert! Aber die Jungens, die sind oft frech! — Du nicht!" setzte sie entschuldigend hinzu, „du bist sehr ordentlich! Die Jungens wollen ümmer nicht mit uns spielen, sie sagen: Mädchen sind viel weniger wie Jungens! Findest du das auch?"

Er fand das nicht.

„Lachst du auch, wenn man mit den Puppen spielt?"

Nein, darüber lachte er nicht; aber er legte sich lieber ins Gras, da konnte er sich immer so etwas Schönes denken!

„Was denn?"

Da wurde er verlegen. „So allerlei!"

Sie setzten sich auf die Bank bei Direktors Garten. Von fern her klang das warme Summen der Orgel und das zarte Näseln einer Geige. Über ihnen in den hohen Bäumen schmetterte der Buchfink seine glitzernden Frühlingsfanfaren durch die laue Abendluft. Sonst war alles still. Die Kinder lauschten.

„Das ist schön," sagte Kurt leise.

„Hörst du gern Musik?" fragte sie.

„Ja, sehr gern! Aber singen höre ich noch lieber. Kannst du auch singen?" Sie nickte.

„Dann mußt du mir was vorsingen!" Ohne sich zu zieren, begann sie mit ihrem feinen Silberstimmchen: „Ein Engel gehet leise". Da fing Kurt plötzlich an zu weinen.

„Was hast du denn?" fragte sie mütterlich besorgt. Er wußte es selbst nicht.

„Du bist wohl traurig, daß deine Mutter wieder abreist?"

Die andern Kinder waren wieder in ihre Nähe gekommen und hörten sie nun; mit wildem Geschrei stob der Troß heran.

„Der Neue weint! der Neue weint! — Du, Neuer, komm, wir wollen mit dir spielen!" Doch Klärchen erhob sich mit Würde:

„Geht fort, ihr! Ich bin der Führer, Herr Direktor hat's gesagt!" Da zogen sie sich langsam zurück; doch einer rief noch:

„Kläre, du willst woll die Bonbons alleine essen! Du, Neuer, gib uns auch welche, dann verhaun wir dich nicht! Weißt, der Kläre ihre Mutter is Schneiderin von's Hinterhaus, un die will ümmer feintun!" Klärchen brach in Tränen aus:

„Das ist der Blokowski, der Wasserpolake! Das ist ein schlechter Junge! Den mußt du gar nicht leiden mögen!" Kurt tröstete:

„Warte nur, ich will ihn schon mal verhaun, aber feste! Bei uns habe ich auch mal einen verhaut, der hat sich nie wieder an mich drangetraut!" Sie lächelte unter Tränen:

„Du bist wohl stark?" Er wußte nicht.

„Aber reich bist du!" Er wußte auch das nicht. Doch sie belehrte ihn:

„Ja, du bist reich! Solche Lackstiefel tragen bloß reiche Kinder — in'n Stadtpark! Hast du schon gesehen?"

Er hatte nicht gesehen.

„Dann hast du noch gar nichts gesehen! — Und feine Kinderfräuleins sind da! hm! — Mutter

war auch Kinderfräulein früher! Und ich will auch Kinderfräulein werden und dann Direktrice."

„Warum denn?" fragte er.

„Ja," meinte sie überlegen, „das verstehst du nicht. Ich will reich werden, und Direktricen werden alle reich! Dann trage ich auch Lackstiefel, und ein kleiner Hund läuft ümmer hinter mir her mit so'ner spitzen Schnauze, weißt! Dann schenke ich Mutting viel Geld; dann braucht sie bloß noch am Tage zu arbeiten, und wir essen alle Tage Fleisch! und weinen braucht sie gar nicht mehr! Und dann heirate ich, aber einen Armen!"

„Warum denn keinen Reichen?" meinte er.

„Nein, die Reichen sind nicht treu, sagt Mutting. Und du kannst mich denn auch mal besuchen, und dann schenke ich dir was ganz Feines!"

„Was denn?" wollte er wissen. Sie wußte nicht gleich.

„Wirst schon sehen; das sage ich noch nicht! Und dann habe ich auch immer sehr viel Mitleid mit den armen Blinden!"

„Das ist nicht schön!" protestierte er. „Ich habe kein Mitleid mit einem Blinden!"

„Warum denn nicht?" fragte sie verwundert.

„Nein, man muß kein Mitleid haben; das ist schrecklich, Mitleid!“ Sie verstand das nicht.

„Du bist aber juxig! Das ist doch ümmer so schön, wenn man so Mitleid mit einem hat!“

„Nein,“ widersprach er trotzig, „und wenn du auch mit mir Mitleid hast, dann kann ich dich schon gar nicht mehr leiden.“

„Das ist aber dumm!“ sagte sie ganz aus der Fassung gebracht. „Ich habe aber doch immer Mitleid!“

„Und ich eben nicht!“ beharrte er. „Und mein Vater auch nicht, und der ist ganz schrecklich klug!“

„Aber Herr Direktor hat immer Mitleid, und der ist auch schrecklich klug!“

„Aber mein Vater ist doch noch klüger!“

„Und das ist nicht wahr!“ Herr Direktor ist klüger!“

Doch er: „Nu gerade nich! Nu erst recht nich!“ Da sprang sie auf:

„Du, greif mich mal!“ Und husch flog sie davon. Er hinterdrein und wie die wilde Jagd durch alle Wege. Als er sie endlich atemlos erhascht hatte, fielen sie von dem harten Zusammenstoß lachend

ins Gras. Wie sie dann wieder aufstanden, sagte er ganz unvermittelt:

„Nicht wahr, du, du hast kein Mitleid mit mir!“ Ernst nickte sie ihm zu.

9. Kurts erster Brief.

Seit vier Tagen schrieb Kurt einen Brief an die Eltern, eine große Arbeit. Der Brief lautete:

Liebe Eltern und Geschwister! Gestern war nämlich Klärchen ihre Mutter da, und sie hat mir Sechserschnecken mitgebracht, die esse ich nämlich sehr gern, und sie hat Klärchen zwei ganz feine Kleider mitgebracht, und feine Hemden mit Spitze dran, ganz fein, und sie hat auch gesagt, daß sie erlaubt, daß Klärchen mitkommen kann zu uns, und sie soll immer hübsch artig und bescheiden sein, aber Klärchen ist immer artig, und jetzt will sie auch mit. Erst hat sie nämlich so schreckliche Angst gehabt, sie hat gedacht, die Schwestern würden sie auslachen, weil sie nicht so fein tun kann wie sie, und weil sie auch keine feinen Kleider hat, und weil sie auch so dumm ist, aber jetzt will sie mit, weil sie nämlich feine Kleider hat. Und sie freut sich ganz schrecklich auf die Ferien, und ich freue mich noch viel schrecklicher. Und wir wollen sehr viel Kirschen essen, und sehr viel Stachelbeeren, und ich will Klärchen eine richtige

Ziege zeigen und einen wirklichen Ochsen, sie hat so was noch gar nicht mal gesehen, so was gibt es nämlich in der Stadt nicht. Blokowski sagt immer, du Ochse, aber bloß, wenn Fräulein Dix nicht da ist, er ist überhaupt sehr männlich, und er ist auch jetzt mein Freund. Wir haben uns nämlich gestern gehaut, das gab aber Jux, das war nämlich so. Da hat Blokowski zu Klärchen gesagt, deine Mutter is ne olle Schlumperschixe, und da hat Klärchen geweint, und da bin ich angekommen und habe ihm eine reingelangt, da ist er aber auf mich losgegangen, und wir haben uns feste gehaut. Und ich habe ihm eins auf die Nase gegeben, aber feste, und das hat geblutet, aber ich habe auch was gekriegt auf den Kopf, das hat gebrummt wie die Orgel oder wie ein Blecheimer. Aber geweint haben wir nicht, und die anderen haben drumrumgestanden und haben uns feste gelobt. Das ist nämlich sehr männlich, und fluchen kann er, das ist aber nicht erlaubt. Und wir wollen gute Freunde sein, und wir wollen uns oft haun. Das ist nämlich sehr männlich. Aber nach den Ferien erst. Er ist nämlich eigentlich gar kein Wasserpolake, sagt er. Bloß sein Vater hat eben grade so geheißen. Und nachher sind wir auf die große Linde geklettert, und ich

habe Klärchen geschoben, und so ist sie auch mit raufgeklettert, das darf sie eigentlich nicht, aber Fräulein Dix hat keine Zeit zum Inspekzieren, sie muß nämlich für die Kinder einpacken, und Klärchen will auch männlich werden, aber ich glaube es nicht, sie wehrt sich noch nicht mal, wenn man sie haut, sie ist ja auch bloß ein Mädchen. Und sie bringt auch einen Brief mit, der ist von ihre Mutter, der ist an Papa. Und Schule haben wir überhaupt nicht mehr, denn Fräulein Dix hat sehr viel zu tun, das ist sehr fein. Und wenn jetzt die Jungens zu Hause frech werden, dann verhaue ich sie auch. Und Blokowski kann auch so schön erzählen, denn sein Vater ist nämlich Sonnenbruder, und er will auch Sonnenbruder werden, da muß man sehr männlich sein, da muß man sich auch immer mit den Schutzmann haun. Und ich freue mich schrecklich auf die Ferien und Klärchen auch. Es grüßt und küßt euch euer treuer Sohn Kurt.

10. Prinzessin Eulalia; Robinson im Springbrunnen; Münchhausen auf dem Keilkissen.

Kurt und Klärchen waren nun schon mehrere Tage in Wederode. Die Wiedersehensfreude, das Erzählen, das Fragen, das Antworten war vorüber. Klärchen hatte ihre anfängliche Schüchternheit fast verloren, Kurt war wieder eingewöhnt daheim. Er hatte der kleinen Freundin schon alle lieben, altvertrauten Plätzchen gezeigt, hatte sie ihr wie Personen vorgestellt. Auch eine richtige Ziege und einen wirklichen Ochsen hatte sie schon bewundern können; Kirschen und Beeren waren schon in Menge vertilgt worden. Alles ging nun wieder im Alltagsgeleise dahin zwischen Spielen, Essen und Schlafen.

Im Erfinden von Spielen jeder Art war Kurt schier unerschöpflich. Bald spielten sie Mutter und Kind, bald Kaufmann, bald Krieg, Indianer oder Räuber. Und die beiden Schwestern mußten immer mittun.

Sehr beliebt war Kuhspielen. Sie krochen da auf allen Vieren im Grase herum, machten „muh“ in allen Tonarten und fraßen Gras, wie man es eben von einer ordentlichen Kuh verlangen kann. Dann suchten sie durch Stoßen mit dem Kopfe den Gegner zu verdrängen; beißen und kratzen galt aber nicht!

Oft bedauerte Kurt, daß kein Junge im Garten war, er wollte sich so gern mal haun, und so den Schwestern zeigen, was „männlich“ ist! Nun mußte er sich wohl oder übel mit dem Nachgenießen solcher Freuden begnügen. Er erzählte denn auch mit feurigen, beredten Worten seine Heldentaten aus der Vorschule. Mit der Wahrheit nahm er es dabei nicht so genau; seine rege Phantasie schilderte alles in so regen Farben, setzte so unverschämt hinzu, daß Ilse, die älteste Schwester, doch manchmal ein zweifelndes: Aber! hören ließ. In solch kritischen Momenten trat dann aber sofort Klärchen auf und bestätigte mit dem ernstesten Gesicht von der Welt die Wahrheit des Gesagten. Kurt übertrumpfte dann sogleich seine letzten Taten mit einer, die alles bisherige weit in den Schatten stellte. Da staunten nun wohl die Schwestern. So etwas Kühnes stand sonst nur in den Büchern.

Alle hatten einen großen Respekt vor seiner Erzählergabe, auch die Freunde und Freundinnen aus der Stadt kamen gern in den Garten und hörten bewundernd zu.

Es gab auch Spiele, die der Frau Werner wenig sympathisch waren. So Tätowieren.

Es wurde schöne, schwarze Blumenerde genommen, mit Spucke in den Händen sorglich verknetet, bis sie die gehörige Dicklichkeit und Klebrigkeit erlangt hatte. Mit diesem köstlichen Material wurden nun Hände, Arme, Gesicht und Haare bemalt. Die Mädchen verstanden mit Hilfe dieser Masse die Haare in ungeahnt geschmackvoller Weise zu arrangieren; auch wurden Schönheitspflästerchen aufgelegt, oder die Nase bekam eine künstliche, aber künstlerische Verlängerung. Die also Verschönten durften den Kopf nur sehr gemessen bewegen, mußten steif und würdevoll einhergehen, wenn die künstliche Pracht nicht herunterfallen sollte. So defilierten sie stolz aneinander vorüber, sich gemessen mit hochtönenden, wundervollen Namen und Titeln begrüßend. Etwa wie:

„Bon jour, Prinzessin Eulalia! Wie geht es Ihrem verehrten Schoßhündchen?"

Die Eltern, die wohl aus der Ferne ungesehen

das seltsame Rokokospiel beobachteten, konnten nie genug lachen, besonders über die eigenartigen Verbeugungen und Knicks. Die Kinder waren aber toternst und zeigten echte Grafenwürde.

Es kam auch vor, daß man im Spiele doch zu realistisch verfuhr. So nahm einmal beim Indianerspielen die „lange Büchse" — im Privatleben Kurt Werner genannt — „die gleitende Bachstelze" — Fräulein Klara Lenz — um die Taille und wollte sie in den Springbrunnen werfen, weil sie dem Manitou nicht geopfert hatte. Zum Glück war jedoch der Vater der „langen Büchse" zur Hand und gab der empörten Rothaut eine Ohrfeige, worauf diese, in grenzenloser Verblüffung, im Bewußtsein ihres Rechtes, schleunigst hinter den Büschen verschwand, um — zu heulen.

Klärchen folgte ihm und fuhr über die rote Backe.

„Nicht wahr, es tut gar nicht mehr weh?" Da lachte die Rothaut wieder.

Er sagte ihr dann heimlich:

„Weißt, ich wär' doch gleich hinterhergesprungen und hätte dich auf die Steine in der Mitte gerettet". Sie meinte:

„Du kannst ja aber gar nicht schwimmen!“ Er belehrte sie:

„Wenn man muß — kann man alles! — Dann hätten sie uns das Essen und Trinken rüberwerfen müssen, und wir hätten auf der Insel gelebt wie Robinson. Und erst hätten sich die Goldfische gefürchtet, und dann hätten sie mit uns gespielt und hätten uns in den Finger geschnappt“.

„Wie wären wir denn dann wieder nübergekommen?“

„Nu — dann wären wir eben wieder nübergehoppst!“ Sie nickte.

Den „feinsten Jux“ gab es aber morgens. Die vier Kinder schliefen in einem Zimmer. Da wurden nun in den Betten Gefechte ausgefochten, die alle schon gewesenen Schlachten weit in den Schatten stellten.

Die vier prächtigen Panzerschiffe — die Philister sagen trocken: „Betten!“ — durchqueren stolz den Anlagenteich oder irgendeinen anderen Ozean. Die Kopfkissen fliegen herüber, hinüber; und lautes Kriegsgeschrei folgt ihrem kühnen Schwung. Auch die groben Geschosse, die Keilkissen, greifen dann und wann in den Kampf ein. Solche Extravaganzen werden jedoch erst mit weiser Vorsicht vorher be-

kanntgegeben; man ist nicht so rücksichtslos wie die kriegführenden Völker, die sich geradenwegs in den Magen schießen; man sagt erst „Achtung!“ und ein Keilkissentorpedo fliegt sausend über die spiegelnde Flut!

Da, hört — es regt sich in der Unterwelt. Urplötzlich lagert Dornröschenstille über dem Schlachtfelde. Die Heldenkämpfer schlafen in tiefem Frieden. Zwar hat nicht jeder der wackern Kämpen sein eigenes Bett — pardon, eigenes Schiff! — erreicht in der Hitze des Rückzuges, aber man schläft doch.

Nun tritt Mama herein. Von irgendwo dringt doch ein Kichern. Da können sich die vier nicht länger halten; ihr silbernes Kriegsgeschrei bricht los und erstickt Mamas ausholendes Schelten.

War es jedoch nicht Mama, sondern Anna, das Dienstmädchen, die den Lärm beschwören kam, so wurde es noch viel toller. „Du kriegst mich nicht!“ schallte es von allen Seiten. Und die wilde Hatz beginnt, die unbedingt mit Tränen enden muß, denn sonst hätte sie ja kein Ende!

Auch mancherlei Friedensspiele wurden gepflegt. So kam Kurt einmal darauf, Münchhausens Ritt auf der Kanonenkugel zur Ausführung zu bringen.

Der einjährige Willi schlief nebenan im elter-

lichen Schlafzimmer. Er wurde geholt und sollte, auf dem Keilkissen befestigt, den interessanten Ritt machen. Bindfaden zum festbinden war wohl zur Hand; aber der Einjährige schien wenig Lust zu haben, er begann mörderlich zu schreien. Was hätte wohl ein Unteroffizier zu so wenig soldatischem Benehmen eines Einjährigen gesagt? — Doch Kurt wußte das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinen; er steckte in das weitgeöffnete Schreitor des Kleinen ein tüchtiges Stück Schokolade.

„So, jetzt wird er wohl mittun!" Und er tat mit. Er sagte keinen Ton mehr. Aber er wurde über und über rot im Gesicht, und ein sonderbares Gurgeln drang aus seiner Kehle. War es Wohlbehagen? — War es der schokoladenverkorkte Zorn? — Die Kinder wußten nicht recht; ihnen wurde ein wenig unbehaglich. Da kam Anna.

Sehen — und die Schokolade herausholen, war eins. Da begann der Kleine wieder sein Trompeten, und die Kinder atmeten auf. Anna schimpfte zwar schrecklich, schrecklich, aber das war doch noch den Ohrfeigen von Mama vorzuziehen.

Es ist eben nicht leicht, Münchhausens Abenteuer nachzumachen.

11. In träumendem Frieden.

Das Ende der Ferien kam heran. Kurt war allmählich wieder, je länger er unter lauter vollsinnigen Menschen weilte, in sein altes, grübelndes Träumen verfallen. Wie eine stille, sinnende Traurigkeit lag es über sein Wesen gebreitet.

So ging er wieder einmal mit seiner kleinen Freundin in den Garten; die Schwestern waren bereits in der Schule. Ganz mechanisch kamen sie wieder an ihren Lieblingsplatz unter den großen Apfelbaum hinten im Garten. Lange lagen sie schweigend im Grase und blickten in das schützende Laubdach hinein, das im leichten Sommerwinde leise hin- und herschaukelte.

Kurt überdachte die Ferienzeit. War es denn in den Ferien anders gewesen als vorigen Sommer, wo er noch nicht in der Blindenanstalt war?

Nein, es war genau so! Sehen, wie die andern Kinder, konnte er noch immer nicht! Sie waren immer noch gewandter und flinker wie er! Und zum „Verhauen" hätte er nie kommen können;

sie wären weggewesen, ehe er sie überhaupt erkannt hätte. Lesen und Schreiben konnte er schon; aber sein Lesen und Schreiben war nicht so viel wert wie das ihre; er konnte keine Hausnummern lesen; wenn er seinen Namen schrieb, dann konnten es die andern Menschen doch nicht lesen!

Traurig wandte er die Blicke wieder nach oben. Ob er wohl den lieben Gott wieder sehen konnte? — Er blickte scharf hin; er suchte, doch nichts war zu entdecken. Die Himmelsluke glaubte er ja endlich zu erkennen, aber den lieben Gott sah er nicht.

Da schoß es ihm mit jähem Schreck durch den Sinn, ob du vielleicht schon so blind bist, daß du den lieben Gott nicht mehr sehen kannst? — Eine quälende Angst befiel ihn. Er sah aufgeregt hin; doch nichts war zu erkennen, alles tanzte vor seinen Augen. Da schloß er sie.

Und jetzt, mit einem Male, da war sie, die Himmelsluke. Ganz deutlich, ganz klar. Und da sah auch der liebe Gott heraus, gerade auf ihn herunter. Und er lächelte so freundlich, so alt, daß es Kurt wonnig wohlig den ganzen Körper durchrieselte wie stiller Friede des Sonntagsmorgens, wie leisester ferner Glockenklang. Eine wunschlose

Stille überkam ihn. Er fühlte sich unsagbar froh und glücklich.

Vorsichtig tastete er nach links. Ob da seine Freundin läge, ob es Wirklichkeit wäre, ob es nicht nur ein schöner Traum sei. Doch ja, sie war da, die kleine Freundin. Alles hatte sich so zugetragen. Er hatte den lieben Gott gesehen mit geschlossenen Augen. Jetzt öffnete er die Augen und sah Klärchen warm an:

„Klärchen, ich habe den lieben Gott gesehen". Sie faltete die Hände und schaute ihn mit den großen, stets wie erstaunt dreinschauenden Frageaugen andächtig an. Er richtete sich langsam auf:

„Dich hat er auch lieb! Und wenn du nicht so viel sehen könntest, dann könntest du ihn auch sehen!" Sie nickte. „Und wenn du groß bist, dann heirate ich dich, und du bist meine Frau. Dann haben wir uns ganz schrecklich lieb, und das wird sehr, sehr schön!" Sie nickte wieder und sah ihn mit gläubiger Andacht an, und die Augen sahen zehn Jahre älter aus als das niedliche Kindergesichtchen, ein Rätsel stand darin zu lesen.

So schlossen Kurt und Klärchen Freundschaft fürs ganze Leben.

12. Wie Kurt dem Laster verfiel, schrecklich lügen lernte und vor den Mädchen Respekt bekam.

Das begab sich so:

Rudolf, der Hausknecht, reinigte den Korridor. Als Blokowski vorüberging, hörte er da etwas gluckſen. Er fragte:

„Rudolf, du hebſt woll een?" Und Rudolf hob wirklich een. Da bat ihn Blokowski auch um einen „Schluck". Rudolf konnte ihm das nicht abſchlagen, denn er wußte aus eigener Erfahrung, wie weh es tut, andere trinken zu ſehen, wenn man ſelbſt nichts hat. Blokowski nahm einen kräftigen Zug, er war in der Gewohnheit. Denn zu Hauſe bekam er von ſeinem Vater, dem ſtädtiſchen Sonnenbruder, oft einen Schluck!

Schnell lief nun Blokowski zu den Freunden ins Wohnzimmer, und die „männlichen" durften ihm in den Mund riechen. Das roch wundervoll nach „Schnaps".

Ja, Blokowski schnapst! Wenn er überhaupt noch in der allgemeinen Achtung steigen konnte, dann stieg er jetzt.

Sofort ging nun auch Kurt mit ihm in den Korridor, um auch einen „Schluck" zu erhalten; denn an Männlichkeit wollte er seinem Freunde nicht nachstehen. Rudolf wollte aber nicht. Da bot ihm Kurt einen Sechser. Das half. Nun bekam er die bauchige Flasche. Er konnte jedoch nur nippen; es schmeckte zu scheußlich, und er mußte husten. Blokowski nahm ihm die Flasche aus der Hand:

„Das ist nur für männliche Leute!"

Sie gingen wieder ins Wohnzimmer, und die „Männlichen" wurden in die Ecke zitiert, sie durften nun auch Kurt in den Mund riechen. Die Kleinen und die Mädchen wurden von Blokowski streng zurückgehalten; so etwas ist nicht für Kinder. Klärchen aber rief:

„Ich weiß doch, was ihr macht!"

„Was denn?" fragte Kurt.

„Ach, ich weiß schon! ich weiß schon!"

Als sie abends in den Schlafsaal traten, sagte Klärchen leise zu ihm:

„Ihr habt geschnapst!"

Wie ein Blitzschlag traf ihn das. Jetzt kam ihm erst zu Bewußtsein, was er böses getan hatte. Und er schämte sich so, daß er nicht gute Nacht sagen konnte.

Jede Ausschweifung hat ihre schlimmen Folgen. Das sollte auch Kurt sehr bald mit Schrecken erfahren.

Kurt hatte ein eigenes Portemonnaie und sogar Geld darin. Die kleinen Ausgaben wurden jedoch von Fräulein Dix sorgfältig gebucht, und die Rechnung mußte stimmen. Kurt hatte eine Mark mitgebracht. 80 Pfennig waren als Ausgaben gebucht, 15 Pfennig waren noch im Portemonnaie, fehlten also 5 Pfennig. Kurt erklärte sofort, die habe er verloren. Das sagte sein Mund; sein Gesicht stimmte dem indes nicht bei, und so forschte Fräulein Dix tiefer der Sache nach. Kurt blieb hartnäckig bei dem „verlorenen Sechser". Er konnte doch Freund Rudolf nicht verpetzen. In der höchsten Not des Verhörs trat Klärchen auf und bestätigte: Der Sechser ist verloren. Kurt hätte sie gerufen zum Suchen, der Sechser hätte sich aber nicht gefunden.

Kurt fiel ein Stein vom Herzen. Fräulein Dix aber wurde wütend:

„Natürlich, du kannst ja deinen Freund nicht verlassen! da kommt es dir auf eine Lüge nicht an!"

Kurt wurde es fast schwindlig; ihm stieg etwas die Kehle herauf, er wußte nicht, war es ein Schluchzer oder ein Freudenschrei. Denn Klärchen verharrte bei ihrer Aussage mit der größten Unbefangenheit. Da ließ Fräulein Dix die Sache fallen.

Als nachher die Kinder auf dem Korridor spazieren gingen, ergriff Kurt plötzlich die dicken Flechten seiner kleinen Freundin und jagte sie wild herum; sie war das Pferd und er der Kutscher. Und je wilder er an den seidenen Halftern zog, desto mehr lachte sie. Das hieß etwa auf Kleinkurtisch: Ich danke dir viel tausend mal!

Blokowski aber nahm sie in die Ecke und sagte ihr in feierlichstem, männlichstem Ton:

„Därn, du bist gar nicht so zipp wie die andern Weiber! Du bist zwar bloß ein Mädchen, aber wir wollen dich in unsern Männerbund aufnehmen!"

Von jetzt ab durfte Klärchen mit den „Großen" spazieren gehen, und alle kleinen Geheimnisse wurden ihr gesagt. Sie zeigte sich aber der Ehrungen kaum würdig; sie blieb gleichmäßig kindlich wie zuvor.

Kurt aber begriff an diesem Tage, daß die Mädchen manchmal ebensogut sein können wie die Jungen; denn sie können auch „männlich sein!“

13. Wie Kurt den Hausknecht Rudolf an der Stalltür zu Bethlehem traf und der Herr Wachtmeister eine Ansprache zum Preise der Quetschkommode hielt.

Am Sonntag vor Weihnachten holte Frau Lenz die beiden Kinder ab; sie sollten in ihrer Wohnung Weihnachten feiern. Das war ein Jubel!

Allein schon die Fahrt mit der elektrischen Bahn zur Wohnung der Frau Lenz war ein Vergnügen. Und dann erst die vielen Treppen hinaufgehen! Das ging immer höher, immer höher, immer mehr aus der Welt hinaus, immer mehr ins Reich des Weihnachtsmannes hinein!

Kurt sah unwillkürlich öfter nach oben: Er würde doch nicht etwa mit dem Kopfe ein Loch in den Himmel rennen? — Doch der Himmel war noch weit, als sie bei Frau Klaras Tür ankamen.

Der Weihnachtsmann war nicht persönlich erschienen, aber der große Weihnachtsbaum nickte ihnen wohlwollend zu und hielt ihnen Schokolade und Zuckerwerk freigebig entgegen. Gleichzeitig

suchte er aber auch all die schönen Dinge zu verstecken, die unter ihm lagen.

Klärchen stürzte sich sofort ins Entdecken. Ihre Jubelrufe füllten das Zimmer. Sie zeigte Kurt ihre Herrlichkeiten: Hier die Puppe, und hier eine kleine Badewanne; und hier, und hier — und so viele „Undhiers", daß es Kurt schwindeln wollte. Da faßte ihn Frau Klara bei der Hand und führte ihn unter den großen Stern, der ihm auch schon als gelber Klecks aufgefallen war. Unter ihm stand ein schöner Kasten; und als Frau Klara ihn öffnete, da lag — er erkannte es ganz deutlich — eine Handharmonika! Frau Klara machte ihm Mut: „Das gehört dir!" Kurt tastete ganz vorsichtig mit spitzen Fingern über die blanken Knöpfe, aber sprechen konnte er nicht.

Frau Klara ging hinaus zum Kaffeekochen; Klärchen hatte das warme Mäntelchen und die Pelzschuhe angezogen, die eine vornehme Dame gebracht hatte, und ging auf dem Korridor stolz von Nachbar zu Nachbar, die Herrlichkeit zu zeigen. Kurt fühlte sich unbeobachtet.

Er nahm das Instrument behutsam aus der Schachtel und befühlte es vorsichtig von allen Seiten. Dies stumme Ding konnte also so herrlich weinen,

daß einem das Herz zitterte vor tränendem Glück. Seitdem er aus Hausknecht Rudolfs Dachkammer in stillen Sonntagnachmittagen die weichen, gezogenen, trotz aller lustigen Melodien doch so schwermütigen Klänge der Handharmonika gehört hatte, liebte er das Instrument mehr als alle andern, mehr als die Orgel. Und nun wollte er auch nicht mehr Balgentreter, sondern Handharmonikaspieler werden.

Kurt löste die Klammern des Instruments. „Pluff!" ging es, wie der Erleichterungsseufzer eines von Fesseln befreiten Gefangenen. Liebkosend strich er über die blanke Politur, die ihn so vertraulich anblinzelte. Nun versuchte er das Instrument, erst schüchtern, dann mutiger. Leicht fand er die Tonleiter; und dann kam auch die Melodie wie von selbst sich findend. „Ihr Kinderlein kommet!" piepte das Instrument ganz leicht angehaucht.

Und die Kinderlein kamen in seiner Phantasie und in Wirklichkeit. Ganz deutlich sah er beim Spielen, wie sie kamen, all die Kleinen; immer zwei und zwei sich an den Händen haltend. Die ganze Vorschule war darunter und Klärchen führte wie immer. An der Stalltür zu Bethlehem stand sein Freund, der Hausknecht Rudolf. Der war

nicht wenig erstaunt, den kleinen Künstler zu sehen; und richtig, in der Linken hielt er die bauchige Flasche. Da drückte Kurt kräftig darauf los. Die Öchslein und Eselein würden aber erstaunte Gesichter machen, als wie: „Nanu Kurtel, das bist du ja! Wir dachten, es wäre der Engelein Chor!" O, mit welch bewundernder Hochachtung ihn die Öchslein und Eselein ansehen würden!

Er wollte gerade um die Stalltür biegen, da schlug die Frau Schnabeln von nebenan die Hände über dem Kopf zusammen:

„Nee, aber och sowat! Das is je partuh e Schenie! Sowas jloobt mer je nich!"

Kurt glaubte auch nicht recht zu hören. Statt des „Muh!" hörte er die kreischende Stimme der Frau Schnabeln. Er fiel aus allen Himmeln. Wie eine persönliche Beleidigung faßte er es auf, daß die Frau Schnabeln von nebenan nicht den Gang nach Bethlehem herausgehört haben wollte, daß sie doch wenigstens, statt zu sprechen, gemuht hätte! Sein Künstlerstolz war beleidigt.

Doch das dauerte nicht lange. Frau Klara umarmte ihn, und alle die Nachbarn, die während des Spiels hereingekommen waren, große und kleine, alle umringten und gratulierten ihm zu seiner

Künstlerlaufbahn. Und der Herr Wachtmeister, der in dieser hohen Gesellschaft die höchste Achtung genoß — erstens hatte er den Krieg siebzig mitgemacht, und dann kaufte er die Kohlen en gros ein, gleich einen ganzen Zentner auf einmal! — hielt, seiner Gewohnheit getreu, eine schwungvolle Ansprache. Sie endete zwar mit eisernen Kreuzen und abgeschossenen Beinen, aber sie führte auch an einer Stelle aus, daß Handharmonikaspielen sehr schwer sei. Er selbst hatte diese hohe Kunst drei Jahre lang gepflegt. Und seine selige Emilie hätte immer gesagt:

„Fritze," hätte sie immer gesagt, „wenn de uff de Quetschkommode rumfingern dust, da kanns' de e Steen erweechen!" Ja, das hatte die selige Emilie gesagt!

Kurt war hingerissen von so viel Lob seines Lieblingsinstrumentes. Schnell griff er wieder zur Quetschkommode, wie der Herr Wachtmeister sagte, und „Wenn de denkst de hasten!" brachten seine Künstlerfinger hervor. Die Paare drehten sich, die Füße stampften. Kurt war der Held des Tages. O, der herrliche Tag!

14. Zahnstocher — oder ein Löwe.

Es ist am Tage vor Weihnachten. Kurt ist wieder zu Hause in Wederode. Doch diesmal hat er keine Zeit, all die Lieblingsplätzchen aufzusuchen oder von der Vorschule zu erzählen; nein, er arbeitet, arbeitet mit Hochdruck! Es muß noch vieles geschafft werden, denn morgen ist Weihnachten! Die Arbeit ist außerordentlich erschwert, weil alles heimlich geschehen muß. Doch es wird fertig sein!

Schon manches Stück Feuerholz ist mit dem kleinen, stumpfen Taschenmesser zerschnitzelt worden, und noch immer ist das Werk nicht vollendet. Mama hat es endlich herausbekommen: Zahnstocher für Papa werden es. Sie wagt am Gelingen des großen Werkes zu zweifeln:

„Nun, dann wird es eben ein Löwe!" Kurt kommt nicht in Verlegenheit. Also Zahnstocher oder ein Löwe!

Papa kommt aber dummerweise oft herein. Dann steht Kurt mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt in seiner Ecke und pfeift:

„Lott is tot!“ Kommt Papa gar zu dicht an ihn heran, dann fragt Kurt wohl: „Nicht wahr, es ist schönes Wetter?“ Dabei arbeiten aber die kleinen Hände auf dem Rücken immer fort; Ruhe gönnt er sich kaum zum Essen. Sein Eifer wächst sogar noch, als Papa nach dem Mittagessen bemerkt:

„Ich weiß nicht, heutzutage gibt es gar keine ordentlichen Zahnstocher mehr!“ Warte nur, es gibt schon noch welche! „Ritsch, ratsch! ritsch, ratsch!“ macht das kleine Taschenmesser in der Ecke. Ein neues Stück Feuerholz! „Ritsch, ratsch! ritsch, ratsch!“ „O ja, Zahnstocher gibt es schon noch!“ Kurt erschrickt; hat er es nicht gar laut gesagt? — Doch nein, Papa hat nichts bemerkt; ruhig sieht er den Goldfischen zu.

Ach Gott, man hat doch viel zu tun! Aber arbeiten macht Freude! „Ritsch, ratsch! ritsch, ratsch!“

Indes es wird klar; so geht es nicht weiter; denn man kommt zu nichts, wenn man immer auf Papa aufpassen muß. Die Sache muß anders eingerichtet werden. Und Kurt weiß sich zu helfen. Eine „Weihnachtsmannswerkstätte“ wird eingerichtet. Die Reisedecke wird vor die Schranktür gehängt, ein paar

Arme voll Feuerholz werden in den geheimnisvollen Raum getragen, und „Ritsch, ratsch! ritsch, ratsch!“ geht's mit verdoppeltem Eifer hinter der Reisedecke weiter. Auf bloßes Anrufen: „zu Tisch zu kommen!“ reagiert man jetzt nicht mehr. Man hat keine Zeit zum Hinhören! Wer etwas will, muß an die Schranktür klopfen. Dann kommt es gnädig hinter der Decke hervor:

„Ich komme, wenn ich Zeit habe!“ O Weihnachtsfreude! — —

Hurra, Weihnachten ist da!!

Die Kinder stürmen in das Weihnachtszimmer. Was da alles für schöne Dinge ausgebreitet liegen! Wer das alles besehen wollte, der müßte heute und morgen und dann noch ein morgen und vielleicht gar noch ein morgen dazu brauchen! Kurt hat für so etwas jetzt nicht Zeit. Seine Arbeiten, die Zahnstocher oder der Löwe, brennen ihm fast in der Hand. Er hält sie nun schon seit drei Stunden in der Hosentasche fest umklammert, damit sie auch zur rechten Zeit gleich zur Hand seien. Und sie sind zur Hand.

Wie aus der Pistole geschossen fliegt er an dem vollbesetzten Tische vorüber gerade auf Papa los, und seine geniale Schöpferhand bohrt mit einem

förmlichen Knall das Ergebnis seiner zweitägigen rastlosen Arbeit dem Vater auf den Bauch. „Bumm!“ macht es. Der große Moment ist da! — Mama bekommt einen Heidenschrecken:

„Die sind alle abgebrochen,“ sagt sie vor sich hin.

„Ja, Kuchen!“ Die Zahnstocher von heute wären allerdings sämtlich abgebrochen; doch unser junger Künstler zimmert so geringe Ware nicht. Er triumphiert!

Papa nimmt die beiden mit feinen blauen Bändchen umwundenen Päckchen entgegen. Zwar enthalten sie wohl kaum nur 15 Zahnstocher, aber dafür sind diese Zahnstocher auch solide! Von dieser Sorte braucht man nicht viel im Jahr! Die brechen nicht ab wie die moderne Schundware! — Es sind etwa 7 Zentimeter lange, kleine Pfähle, an jedem Ende kurz zugespitzt und mit Sandpapier so glatt und rund gerieben wie Elfenbein.

Papas Erstaunen und Freude ist übergroß. Er hebt den Kleinen zu sich empor und küßt ihn. Jetzt hat Kurt erst die rechte Weihnachtsseligkeit. Sie erfaßt ihn wie ein süßer, jauchzender Schwindel. Sie springt ihm ins Herz und läßt das freudiger schlagen. Sie füllt das kleine Herz immer mehr mit übermütiger Jubelfreude. Da weiß sich das

arme Herz nicht mehr zu lassen; es macht „Hopp! hopp!“ vor lauter Weihnachtsfreude. Und es springt immer mehr und mehr und hebt schließlich den ganzen kleinen Körper mit, so daß er auch macht: „Hopp! hopp!“ Doch auch der Körper kann die Freude nicht halten. Da öffnet sich denn der Kindermund und jauchzt es heraus:

„O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ — —

Als man dann zu Abend gegessen hat, muß Papa die neuen Zahnstocher versuchen. Er findet sie immerhin etwas stark. Aber Kurt belehrt ihn eines Besseren.

Sie passen sämtlich genau! Er hat sie alle ausprobiert, hat sie alle durch die neue Zahnlücke gezogen, wo erst vorgestern der Zahn herausging. Es geht schwer, aber es geht! Und er ist gern erbötig, die Prozedur auf der Stelle noch einmal vorzunehmen. Doch Papa ist nun schon überzeugt: Die Zahnstocher passen!!

15. Was Kurt auf dem Baume erlebte, den der Herrgott gepflanzt hat.

Neben der Seilerei, an der Grenze des Anstaltsgebietes, stand ein uralter Apfelbaum. Er trug zwar nur recht saure Äpfel, Äpfel waren es dennoch. Der Baum war so alt und gebrechlich, daß er unbedingt noch aus jener grauen Sagenzeit stammen mußte, in der die Apfelbäume noch nicht von den Menschen, sondern von dem Hergott gepflanzt wurden.

Die großen Zöglinge der Anstalt sagten nun ganz richtig: Dieser Apfelbaum ist von dem Herrgott gepflanzt. Was aber der Herrgott gibt, das gibt er für alle Menschen, nicht nur für einige, zum Beispiel für den Herrn Direktor oder für die Beamten der Anstalt. Somit ist also auch dieser Apfelbaum für alle Menschen bestimmt, also auch für die großen Zöglinge. Ist das nicht logisch?

Die Nutzanwendung dieser Theorie bestand nun darin, daß man — ging man unter dem Baum hindurch — so ganz gedankenlos einmal hineinlangte in die lastende Segensfülle, die der Herrgott

„allen" beschert hatte. Der Herr Direktor und die Herren Lehrer hatten das zwar verboten, doch sie wußten es nicht; denn sobald einer hinauflangte, sahen sie zufällig gerade, — ganz zufällig natürlich — nach der andern Seite. Es blieb somit für alle Zeiten rätselhaft, wohin die Äpfel des sauren Baumes kamen.

An einem lauen Augustabend nahm Blokowski den Arm seines Busenfreundes Kurt und ging mit ihm spazieren im Parke. Die einstigen kleinen Vorschüler waren zu kräftigen zwölfjährigen Jungen herangewachsen und schon drei Jahre in der Hauptanstalt.

Blokowski begann seinem Freunde auseinanderzusetzen:

„Sieh mal, da der Baum vom lieben Herrgott gepflanzt ist, somit ‚allen' gehört, so sind seine Früchte doch auch für alle da, nicht nur für die großen Zöglinge! Sie gehören jedem, der sie nimmt".

Kurt mußte dem Freunde beipflichten.

„Wenn sie nun aber auch uns gehören, uns kleinen Zöglingen, dann können wir sie auch nehmen und essen!"

Das schien Kurt zwar logisch, aber in der Praxis war es wohl doch nicht richtig.

„Gewiß ist es richtig," begann Blokowski wieder, „aber es ist eben nicht eingeführt, es ist nicht Mode, weiter nichts. Aber wir müssen es Mode machen!"

Kurt fand die Äpfel, wenigstens die heruntergefallenen, gar nicht so sauer; aber sie nehmen — vom Baume nehmen, — Blokowski drückte sich näher an den Freund.

„Weißt, Kurtel, wir müssen die Äpfel stremsen, das gibt einen Spaß! So in der Nacht, weißt! Wie der Freibeuter oder der schwarze Hannes!"

Kurt dachte an all diese herrlich-schaurigen Helden, und an ihrer Kühnheit, an ihren Heldentaten entzündete er seinen kleinen Mut.

„Weißt," flüsterte Blokowski weiter, „wir gründen eine Diebesbande. Wir beide sind Hauptleute. Alle Mitglieder der Bande müssen schwören, sich nicht gegenseitig zu verraten und sich treu beizustehen bis zum Tode! Dann klettern wir in der Nacht, wenn die Geisterstunde schlägt, durch das Korridorfenster in den Park; einige müssen Wache stehen, wie es im Lederstrumpf steht, und wir beide klettern auf den Baum und holen die Äpfel. Wir müssen natürlich bis an die Zähne bewaffnet sein! Das gibt Fux!"

„Ja, wenn wir nun aber entdeckt werden?"

„In der Geisterstunde trauen sich die Lehrer nicht 'raus, da kontrolliert keiner!" meinte Blokowski. „Und außerdem, wir haben doch die Dolche!" — In mutiger Begeisterung griff er nach dem Dolche, den sie sich schnitzten und unter der Weste trugen. — „Entweder der Feind schwört, uns nicht zu verraten, oder — wir bohren ihm den kalten Stahl ins heiße Herz!" — Hell klappte der Holzdolch, auf den er schlug.

O wie wundervoll romantisch das klang! So ein Abenteuer lesen war schon schön; aber es selbst erleben — das mußte schrecklich herrlich sein! Wer weiß, was ihnen da alles für Geister, Räuber, Schurken und sonstiges Gesindel begegnen würde! Und vielleicht würde gar Blut fließen! Kurt sagte zu.

Es gab zahllose Vorkehrungen zu dem Kriegszuge zu treffen. Eidgenossen wurden geworben und vereidigt. Lanzen und Dolche wurden neu geschnitzt. Jeder der Verschworenen riß sich aus einem alten Johannes-Evangelium ein Blatt und trug es in der Brusttasche zum Schutze gegen böse Geister. Sollte ihnen ein Geist auf ihrem finstern Wege durch Nacht und Grausen begegnen, dann hielt man ihm das Bibelblatt entgegen, und der Geist mußte sich winselnd zurückziehen.

Kurt war im Laufe der Jahre vollständig erblindet; aber Freund Heidland, auch einer der Verschworenen, sah noch ein wenig; er mußte nun allabendlich den Mond beobachten. Es sollte festgestellt werden, wann man Neumond hätte. Die Spannung wuchs von Tag zu Tag. Und endlich kam auch die ersehnte Zeit. Der Mond schien nicht mehr.

Zwölf langsame, dumpfdröhnende Schläge zitterten vom Kirchtum. Da schlichen sich zwölf nackte Füße vorsichtig, damit der Aufseher nicht erwache, aus dem Schlafsaal der kleinen Zöglinge. Blokowski, der kühne Räuberhauptmann, schlich voran. Lautlos ging es die Treppen hinunter und durch die öden Korridore in den Seitenflügel. Der bereitgehaltene Strick wurde an das offene Fensterkreuz geschlungen, und Blokowski schwang sich geschmeidig wie eine Katze durch das Fenster und ließ sich an dem Strick in den Hof hinabgleiten. Auf dem gleichen Wege folgte nun auch Kurt, Heidland, Rohde, Kurze und Grimm. Wie Indianer auf dem Kriegspfade, so huschten sie längs des Hauses hin und verschwanden im Dunkel des Parkes. Unter der großen Eiche angelangt, stellten sich die fünf um Blokowski, den Hauptmann, auf. Blokowski zog den neugeschnipperten Dolch hervor, und alle fünf legten die

Hände auf seine Spitze und sprachen mit dumpfer Murmelstimme, die aus Grabestiefen zu kommen schien, den heiligen Treueschwur:

„Bei der mörderischen Spitze dieses Dolches schwören wir, uns treu und verschwiegen beizustehn bis zum Tode!" Geheimnisvoll raunte die alte Eiche in ihren Schwur, und ein kalter Nachthauch ließ die Eidgenossen erschauern bis ins innerste Mark. Wie herrlich grausig es einem da durch die Glieder fror!

Die Wachtposten wurden ausgestellt und für alle Eventualitäten instruiert. Von Karl May hatte man gelernt. Blokowski und Kurt begaben sich zum Apfelbaum. Mit hochschlagendem Herzen und kühnem Wagemut klettern die beiden; die Dolche halten sie allbereit im Munde. Blokowski steigt den linken, Kurt den rechten Hauptast hinauf. Behutsam vorsichtig klettern sie; es gilt, kein Geräusch zu machen.

Kurt lauscht. Kein Laut. Da knackt es über ihm. Ist das ein Feind? Krampfhaft beißen seine Zähne auf den Holzdolch. Doch nein, es war nichts. Alles bleibt still. Kurt beginnt zu pflücken. Viele Zweige und Blätter gibt es hier, aber wenig Äpfel. Er beginnt, höher hinaufzuklettern. Plötzlich, ein

heiserer Schrei kreischt vor ihm auf. Was ist das? Ein Vogel flattert aufgeschreckt durchs Gezweig. Er ist in seiner Nachtruhe gestört worden. Ob es überhaupt ein Vogel ist? — Vielleicht ist es eine verwunschene Prinzessin! — Kurt zittert; er fühlt das Herz bis in den Hals hinein schlagen. In weiter Ferne hört man das klägliche Heulen eines Hundes. Das klingt so schauerlich, so klagend, daß es Kurt den ganzen Körper eisig durchfriert. Wer weiß, vielleicht ist es gar kein Hund, vielleicht ist es irgendeine arme Seele, die in der Mitternacht umgeht. Drüben schlägt ein dürrer Ast gegen das Seilerbahndach. Es klingt, als ob Totenhände zusammenschlagen. Kurt zittern die Hände; er fühlt kaum den Ast, den er umklammert hält. Doch energisch bemüht er sich, wieder einigen Heldenmut zusammenzusuchen; dann geht es noch höher hinauf.

Nach Äpfeln suchend, tastet er vor sich, hinter sich, um sich. Da, als er gerade nach oben greift, trifft seine Hand an — einen Stiefel. Ein Schreckensruf will sich aus seiner Brust reißen, doch die Kehle hält ihn noch rechtzeitig fest, aber der Mund öffnet sich weit in stummem Schrei, und das Messer, das die Zähne hielten, fällt zu Boden.

„Bumm!“ tönt es zitternd vom Kirchturm. —

Kurt ist wie gelähmt. Er kann kaum denken. Da oben auf dem Baume steht ein Stiefel! — Ein Geist kann es nicht sein; denn der Stiefel war warm, und er zitterte leise. Ob es ein Mensch ist? — Kurt denkt an alle Geschichten und Abenteuer, die er schon gehört und gelesen hat, so etwas ist ihm noch nicht vorgekommen. Ihm fällt die Geschichte von Annette von Droste-Hülshoff ein: Die Judenbuche! Da hing ein Jude in den Zweigen. Ob es hier auch ein Jude ist? Ein Erhängter wenigstens? — „Huh!" wie ihn friert!

Mit geschlossenen Augen riecht er vorsichtig nach oben. Ob es nach Leichen riecht? — Aber wie riechen denn Leichen? — Eigentlich riecht er nur Äpfel. Ob es — ob es. — Es ist ganz still über ihm. — War es vielleicht nur ein Traum? Man soll auch im Wachen träumen können! Aber nein, er hat ganz deutlich einen warmen zitternden Stiefel gefühlt. — Er wird zu Blokowski klettern, ihm das melden.

Lauschend nimmt Blokowski den Rapport entgegen.

„Das ist kein Geist," flüsterte er, „das ist ein Mensch, der auch Äpfel stremst wie wir! Ein großer Zögling kann es nicht sein, der hätte sich gemeldet,

vielleicht ist es einer von den Beamten!" So etwas hält Kurt nicht für möglich, doch er widerspricht nicht; er läßt den Hauptmann an sich vorbeiklettern hin zum warmen, zitternden Stiefel.

Kräftig greift Blokowski an den Stiefel, doch es erfolgt nichts. Da faßt Blokowski noch einmal hin. Er befühlt ihn in aller Ruhe. In dem Stiefel steht wie in jedem ordentlichen Stiefel ein Bein. An dem Bein wird wohl auch wie an jedem ordentlichen Bein ein Mensch befestigt sein. Blokowski klopft an das Schienbein wie an eine Stubentür:

„Du, Schienbein, wem gehörst du an!" Kein Lebenszeichen. Da ergreift der Räuberhauptmann kurzentschlossen das gestiefelte Schienbein und läutet daran wie an einem Klingelzuge. Der Baum kommt in bedrohliches Schwanken; aber es hat geholfen. Aus der Höhe dringt jetzt eine heisere, verstellte Stimme:

„Was macht ihr denn da!" Ängstlich klingt es, unentschlossen. Wer ist denn das? — Ist das nicht der Herr Seilermeister? —

„Wir klauen Äpfel wie Du!" gibt Blokowski mit ebenfalls verstellter Stimme zurück.

Eine Weile bleibt es still auf beiden Seiten.

Blokowski überlegt, was hier zu tun sei. Da klappert in der Höhe eine Streichholzschachtel.

„Aha! Der Mann will Licht anzünden, um sie zu erkennen!"

Blitzschnell gleitet Blokowski abwärts und gibt auch Kurt das Zeichen zum Rückzug. In der Höhe wird das Streichholz angerissen, aber zu spät, die Helden sind bereits kühn entflohen.

Dem verabredeten Zeichen folgend, vereinigt man sich wieder am Korridorfenster. Der Rückzug wird in mustergültiger Disziplin ausgeführt.

Man hat wenig Äpfel erbeutet — das ist ja auch der geringste Schmerz —, man ist aber viel „männlicher" geworden! Man kann mitreden von Heldentaten!

---

16. Knabenheldentum.

Es war am folgenden Tage.

Man saß behaglich beim Mittagessen, da trat Herr Direktor herein und ergriff das Wort:

„Liebe Kinder!

Unter dem Apfelbaum an der Seilerei ist heute morgen alles verwüstet gefunden worden. Zweige sind abgeknickt, Kohlköpfe sind zertreten, und die Äpfel vom Baum fehlen! Heute Nacht waren also Diebe in den Äpfeln. Wer von euch war es? — Ich will nicht von den Tätern verlangen, daß sie sich hier vor aller Welt melden sollen, aber ich verlange, daß sie nachher zu mir aufs Bureau kommen!" Herr Direktor ging.

Ein Fragen, ein Vermuten war unter den Zöglingen, wer konnte es gewesen sein? — Wem konnte man das zutrauen? — Die Großen natürlich! — Niemand aber wußte es bestimmt.

Beim Kaffeetrinken kam Herr Direktor wieder:

„Die Betreffenden haben sich noch nicht gemeldet. Den Mut, zu stehlen, konnten sie aufbringen, den

Mut, ihre Tat nach der Entdeckung einzugestehen, den finden sie aber nicht! Schämt euch! — Ich erwarte euch nachher im Bureau!"

Seine Stimme knarrte; das tat sie nur, wenn er sehr erregt war. Es wurde also bitter ernst, das fühlten alle.

Nach dem Kaffeetrinken versammelten sich die sechs Übeltäter im Valgenzimmer, wo sie unbelauscht waren. — Was tun? —

Rohde schlug vor, man solle hingehen, dann würde es nicht so schlimm. Die andern waren vielleicht der gleichen Meinung; aber Blokowski ergriff das Wort:

„Das wäre feige, Brüder! Wir wollen uns nicht verraten! Niemand hat uns gesehen, man kann uns nicht finden!" Man war gewohnt, dem „männlichen" Blokowski zu folgen; man folgte ihm auch jetzt.

Beim Abendessen kam der Direktor wieder.

„Die Diebe haben nicht den Mut und das Vertrauen gefunden, sich freiwillig zu melden. Meldet euch denn jetzt, hier vor allen andern! Schonung habt ihr nicht mehr verdient!" Seine Stimme schnappte über vor Erregung; es war jetzt furchtbar ernst, das wußte jeder im Saal.

„Also ihr meldet euch nicht?“ — Alles blieb still.

„Nun, dann will ich doch ein wenig nachhelfen! Unter dem Baum ist ein Holzdolch gefunden worden; der ist doch anscheinend bei der Tat verloren. Wer von euch trägt denn Holzdolche? Doch bloß die zweite und dritte Klasse. Alle, die Dolche tragen, sollen aufstehen!“ Hier und da erhob sich ein Knabe, und endlich standen sie alle, eine stattliche Zahl.

„Unter euch sind also die Diebe; kommt vor!“ Sie kamen.

„Meldet euch jetzt!“ Es blieb noch immer still.

„Unerhört!“ donnerte die sonst so freundliche Stimme des Herrn Direktor, „so eine Verstocktheit ist mir ja noch gar nicht vorgekommen! — Aber ich will nachhelfen: In dem Dolch steht der Name des Trägers: K. W.! Wer heißt K. W.!“ Langsam, strauchelnden Schrittes trat Kurt vor:

„Ich, Herr Direktor!“

„Du warest also unter den Tätern?“ Kurt schweigt.

Da verliert der Richter seine Selbstbeherrschung:

„Du feiger Kerl! Ich hatte dir mehr Mut zugetraut! Du Dieb! Du charakterloser, ehrloser Mensch du!“

Kurt war ins innerste Mark getroffen. Seine Ehre hatte er stets für das Höchste gehalten, was er hatte; die wollte er sich auch jetzt nicht antasten lassen, auch von dem Herrn Direktor nicht! Bis in die Lippen erblassend taumelte er zum Tisch vor.

„Herr Direktor, ich bin nicht ehrlos! Ich weiß, ich bin ein Dieb! aber ich bin nicht ehrlos! Ich durfte mich nicht melden; denn ich habe geschworen, nichts zu verraten, und meinen Schwur halte ich!" Seine Stimme war mit jedem Worte gewachsen; zuletzt klang sie hart und fest wie die eines Siegers.

Totenstille herrschte im Saal. Auch der Direktor war verstummt, er wußte nicht, was hier tun.

„Was und worauf hast du denn geschworen?" fragte er unsicher.

„Ich habe geschworen auf den Dolch, nichts und niemanden zu verraten!" Pause.

„Wenn du niemand verrätst, dann mußt du die Strafe für alle auf dich nehmen!"

„Das will ich, Herr Direktor!" kam es festentschlossen von Kurts Lippen. Eine lange Pause entstand.

„Dann wirst du ein ganzes Jahr hindurch nicht in die Ferien reisen dürfen; ich werde deinen Eltern schreiben müssen, daß du ein Dieb bist!"

An die Eltern hatte Kurt nicht gedacht. Wie ohnmächtig taumelte er gegen die Tischplatte. Sein lieber, guter Vater — und Mutter — was werden sie sagen —.

Da trat plötzlich Blokowski vor.

„Herr Direktor, ich war noch dabei. Kurt und ich, wir haben die Äpfel gestohlen. Viel haben wir nicht erwischt, ein Beamter der Anstalt war vor uns! Kurt ist unschuldig, Herr Direktor, ich habe ihn angestiftet, er kann nichts dafür!"

Blokowski war dem Direktor von jeher unsympathisch; in äußerster Gereiztheit brach er los, froh, einen passenden Sündenbock gefunden zu haben:

„Natürlich, du mußt ja dabei sein, das wußte ich! Du kannst nie fehlen, wo etwas ausgefressen wird! Du bist der schlechteste, verlogenste Zögling der Anstalt. Jetzt lügst du wieder, wenn du sagst, ihr beide wäret es allein gewesen! Ich sehe es euch doch an den Gesichtern an! Heidland, du warst dabei! Und Rohde auch! Und Kurze und Grimm sind selbstverständlich im Bunde! Sind das alle!"

„Ja, Herr Direktor!" sagte Blokowski fest. „Aber ich habe sie alle angestiftet; ich bin der Schuldige!"

„Ich habe auch mit angeführt!“ ergänzte Kurt jetzt mit fester Stimme.

Der Richter wußte nicht, was solchen Jungen gegenüber tun. Ihr Mut und ihre Bereitwilligkeit, für die andern die Strafe zu übernehmen, rührte den warmherzigen Mann; doch hier galt es hart sein; ein Exempel mußte statuiert werden.

„Ihr werdet nicht in die Herbstferien fahren! und bis Weihnachten nicht am Vorlesen teilnehmen! Nun geht! Ihr schlechten Jungen!“

Das Urteil war gefällt.

17. Die Niesepidemie und ihre Folgen.

Die sechs Sünder sind empört! Gewiß, sie fühlen es, Strafe haben sie verdient. Aber nicht diese! Herr Direktor konnte ihnen die Ferien versagen, er konnte ihnen das Mittagessen entziehen, das wäre alles gerecht gewesen, aber ihnen den Besuch der Vorlesestunde verbieten, das durfte er nicht! Nein, das durfte er sicher nicht! Das heißt, führte Rohde mit schwungvollen Worten aus: der Menschenpflanze die Quellen ihrer geistigen Nahrung abgraben! — Er wiederholte diese Phrase oft, die war so gelehrt! — Eine frevelhafte Härte war es! eine schreiende Ungerechtigkeit!

„Rache!" schrie es in Blokowskis kühner Männerbrust! Und „Rache!" brüllten die fünf ihm nach — natürlich fein Piano, damit es keiner höre. — Doch wie konnten sie sich rächen? — Sie waren doch die Schwächeren! —

„Rächen können wir uns nicht!" sagte Rohde, der Philosoph der Schuljugend, „aber wir können die Strafe abbitten."

Blokowski schrie auf:

„Ich bitte nicht!"

„Es gibt aber keinen andern Weg für uns. Rex ist so erbost, daß ihn auch Bitten allein kaum rühren werden; hier können nur Tränen helfen!" Die sechs Sünderherzen schlugen empört gegen die Männerbrust:

„Weinen tun wir nicht!" Und Rohde wurde totgeschrien. Indes er kam wieder zu Wort:

„Weinen brauchen wir auch nicht; wir wollen nur Tränen fließen lassen, die werden den heißen Groll um Rexens Herz schmelzen. Es gibt keinen andern Weg! Tränen können ja auch leicht beschafft werden: Eine starke Prise Schnupftabak, und die Augen tränen."

Heidland, ein Vierzehnjähriger, voll lustiger Ränke und Possen, war sogleich für den Plan. Er wollte die Rede ausarbeiten und halten, die die Vergebung bewirken sollte. Blokowski und Kurt wurden überstimmt; der Vorschlag war angenommen.

Die sechs Übeltäter steigen, eher zum Lachen als zum Weinen aufgelegt, in ihr Kanossa, zum Herrn Direktor ins Bureau. Vor der Tür nimmt jeder eine sehr starke Prise, Heidland steckt seine trostloseste Armesündermiene auf, und man tritt hinein.

Heidland beginnt den wohleinstudierten Sermon. Die fünf Leidtragenden stehen hinter ihm und senken schuldbeladen die Köpfe. Krampfhaft verzerren sie die Gesichter, der Niesreiz peinigte sie. Heidland spricht von Jugendstreichen, von Leidsein und Reue; Tränen wollen seine Stimme ersticken. Da: „Plaff!" — Ein Nieser knallt hinter ihm. Es klingt, als ob man einen Holzpantoffel in einen leeren Keller wirft. Rohde hat sich nicht mehr halten können. „Prrrr!" Kurze niest auch, und es klingt, als ob er seinen Abscheu vor der Rede seines Freundes ausdrücken wollte. „Pumm — ah!" „Pitzjjj!" Rex hat bereits Tränen in der Stimme, das Vergeben der Sünden kann nicht mehr fern sein. „Hatschihi!" — Auch Blokowski hat sich endlich nicht mehr beherrschen können. „Paff!" „Pitzz!" „Pumm! Pumm!" „Plaffuh!" knallte es hinter Heidland in allen Klangnuancen. Der aber redet immer weiter, er führt seine Rolle brillant durch. „Hatschi!" „Ptizjjj!" „Puti! Pitschi! Pruch!!" Das Niesbombardement verdichtet sich; es nimmt erschreckende Formen an. Man weiß jetzt: Eine Niesepidemie ist ausgebrochen. Hageldicht knallen die Nieser. Rex wird aufmerksam und von seinem Vergeben abgelenkt. O Jammer, o Schrecken! Wer kann dem Niesreiz noch wider-

stehn? Tränengüsse rollen in die Bärte in spe! Ernstbleiben ist unmöglich. Rex gerät in Wut. Hat er, der Gutgläubige, vielleicht doch die Sache durchschaut? —

„Was macht ihr? — Was habt ihr!" — „Hatschi, Putschkuchpszjjjtzzplaff!" antwortet es, die Nieser knallen, zischen, stöhnen durcheinander. Rex kommt nicht zu Wort, er wird übernieft. Er rast. Er tobt! „Ihr ungeratenen Kinder! Ihr schlechten Jungen!" Er jagt sie zur Tür. Eiligst retten sie sich auf den Korridor, den Niesbrauch konsequent beibehaltend. Das Schreiberlein im Bureau kaut verzweifelt am Gummi; es kann sich des Lachens kaum erwehren. Der alte Rex tobt, wütet! Wie besessen rast er im Bureau auf und ab, verworren in sich hineinredend.

Die räudigen Schäflein drücken „Hatschi!" sich vollständig geknickt die Treppen hinauf in das „Putschii!" Balgenzimmer. Hier sind sie unbeobachtet. Hier können sie ihrem „Hatschi!"-Schmerz freien Lauf lassen. „Plaff!"

Was soll man tun? — Was soll nun „Hatzi!" werden? — Nun ist alles aus! — Jetzt gibt es keine Versöhnung mehr! — Ja, wenn es noch ein anderer gewesen wäre — aber der alte, gute Rex! —

der so freundlich und nachsichtig zu ihnen — den haben sie geärgert! — Er muß „Hatschi!“ doch nun denken, sie hätten ihn verspotten wollen, hätten ihn, den alten, lieben Mann, zum besten haben wollen — und das wollten sie doch nicht! Das auf keinen Fall! Sie versinken in dumpfes Brüten.

Blokowski fand zuerst wieder einigen Humor. Er schlug vor, den Rohde gründlich durchzuprügeln, weil er den Plan geschmiedet habe. Rohde faßt das als Ernst auf und bekommt große Angst. Hoch und heilig beteuert er: er sei unschuldig. Er habe nicht geglaubt, daß man nach einer sehr starken Prise niesen müsse, sein Vater hätte ihm das gesagt.

Man lachte über seine Angst und kommt darüber wieder zu etwas überschüssigem Lebensmut.

Von jetzt ab fühlte Kurt einen beklemmenden Druck in sich; er konnte es nicht vergessen, daß er den alten Rex hatte anführen wollen. Das Äpfelstehlen erschien ihm nichts Schlimmes, der Baum war ja vom lieben Herrgott für Allewelt gepflanzt worden; aber die Geschichte mit dem alten Rex. — Immer und immer wieder mußte er daran denken, wie gut und freundlich der stets zu ihnen gewesen, wie viel Freiheit er ihnen ließ.

So ging er wieder einmal einsam im Park umher und dachte und dachte. Da prallte er urplötzlich gegen den Herrn Direktor, der hier selten zu treffen war.

„Aber Kurtel," lachte der, „du willst mich wohl umrennen?" Und dabei legte er freundlich die Hand auf Kurts Schulter. Kurt blickte zu ihm auf, und die erloschenen Augen füllten sich mit Tränen. Antworten konnte er nicht. Herr Direktor legte den Arm um seine Schulter und ging mit ihm auf und ab, ihm väterlich zuredend.

„Ich konnte doch nicht die andern verpetzen!" Das war alles, was er aus dem Jungen herausbekommen konnte. Der alte Herr sprach freundlich auf ihn ein:

„Du bist doch immer ein guter Junge gewesen, du mußt auch weiterhin brav bleiben, nicht wahr? Denke doch an deine lieben Eltern! Wie würden die sich bekümmern, wenn du auf Abwege gerietest! Du mußt bei jeder Handlung denken: Dürfte das dein Vater sehen? — Dann wirst du immer das Rechte finden!"

So warm und herzlich kam das alles heraus, mit so viel väterlicher Güte, so viel stillem Humor, daß es Kurt wie ein Trost ins Ohr klang: Der

alte Rex hat dich doch noch lieb. In ihm entzündet sich helle, lichte Freude; ein heißes Dankgefühl stieg in ihm auf. Aber er genierte sich, es zu zeigen. Nur als der alte Herr beim Fortgehen ihm die Hand reichte, strich er leise verschämt über sie hin. Doch er sagte recht trocken und hart: „Adieu!“

So erwarb sich der alte Rex die Liebe seiner Zöglinge!

18. Wie Kurt das Bittere der Blindheit kennen lernte.

Solange Kurt in der Blindenanstalt war, fühlte er sich zufrieden. Je öfter er aber nach Hause in die Ferien kam, desto unzufriedener wurde er. Hier in Wederode, im Verkehr mit sehenden Menschen, lernte er erst die Blindheit kennen, hier kam ihm erst allmählich zu Bewußtsein, wieviel ihm fehlte, um wieviel die anderen Menschen reicher waren als er.

In der Blindenanstalt fühlte er sich so recht wohl. Die blinden Mitschüler waren ihm gleich, und mit den Sehenden der Anstalt, sämtlich Beamte, verglich er sich nicht, sie waren ja die Vorgesetzten.

In Wederode war es ganz anders: Seine einstigen Schul- und Spielkameraden saßen nun schon in den Mittelklassen der Gymnasien. Sie trieben Latein, Französisch, auch wohl schon Englisch oder Griechisch. Was lernte er dagegen? — Fast jeder von ihnen trieb einen Sport: Marken

oder Käfer sammeln, Photographieren, Radeln; einer machte sogar Gedichte, in denen von Herz und Schmerz, von Brust und Lust geredet wurde, und die ganz wundervoll zum weinen waren. Was konnte er dagegen? — In Wissenschaften und Künsten waren sie zu Haus und nannten Namen, die er nie gehört hatte, und von denen er wohl nie etwas hören würde! Wenn sie sich über all diese hohen Dinge unterhielten, stand er stumm und dumm daneben, er lernte nichts von alledem. Sie sprachen von Opern und Dramen, und einer — er wollte ein berühmter Komponist werden — sprach von Symphonien, Requiems und anderem Unbekannten. Was konnte er dagegen? — Sie wurden von Doktoren und gar von Professoren unterrichtet, also von Leuten, denen er wohl nie in seinem Leben begegnen würde, von Leuten, die noch klüger, noch viel klüger sein mußten als der Herr Direktor, und der war schon so furchtbar klug! — Sie konnten lernen, was sie wollten und soviel sie wollten! Sie konnten alles lesen, was die vielen klugen Leute geschrieben hatten seit Adams Zeiten! Er hatte einige Bibliotheksbücher, die er fast sämtlich schon kannte, das war alles! — Redeten sie ihn an — einige taten das öfter, sie waren gar nicht

stolz —, so sprachen sie zu ihm mit der frischen Lebhaftigkeit eines intelligenten Jungen; wie schnitt es ihm da ins Herz, wie fühlte er da seine Kleinheit, seine Wertlosigkeit; wie kam er sich da unbedeutend vor! — Er konnte nur von der Blindenanstalt sprechen, nur die kannte er. Sie sprachen in hochtönenden, ungemein gelehrt klingenden Phrasen über Philosophie, und sie wußten in wenigen, knappen Worten das Wesen und den Zweck der Weltordnung zu skizzieren. O, was konnten die Glücklichen!

Kamen Erwachsene hinzu, dann sprach man nur von ihrer Zukunft. Man fragte, wo sie in den Klassen säßen, und was sie werden wollten. Zukünftige Geistliche und Ärzte, Juristen und Professoren, Regierungsräte und berühmte Dichter standen, wohin er sich wandte. Die Luft schien sogar mit Zukunftserfolg geschwängert.

Über seine Zukunft — er mußte laut lachen — er hatte ja gar keine Zukunft! Was hätten sie wohl von seiner Zukunft sagen sollen? — Daß er Seiler würde? oder Bürstenbinder? oder Korbmacher? — Über solche Leute sprachen die einstigen Kameraden gar nicht; sie lagen ihrem Gedanken- und Interessenkreise gänzlich fern. Wurde aber doch einmal Seilermeister Donat erwähnt, der noch

nebenher eine Destille hielt, weil die Seilerei seine fünf Kinder nicht ernährte, dann lag eine gewisse Herablassung in ihren Worten, und die empörte ihn fast.

Wenn er sich so in die Zukunft hineindachte und sich sich selbst vorstellte als Korbmacher oder Seiler in Wederode, während sie „der Herr Pfarrer", „der Herr Doktor" waren, dann stieg etwas wie heißer Neid in ihm auf; und er mußte grell auflachen über so einen Vergleich. Dann bäumte es sich mächtig in ihm auf: Warum war gerade er blind? gerade er? War er schlechter wie die anderen? — Womit hatte er das verdient? — Warum war gerade er so zurückgesetzt vom Schicksal? — Hundertmal wünschte er dann, ein Kind aus Arbeiterkreisen zu sein, dann hätte er sich als Handwerker wohlgefühlt, hätte sich nicht mit anderen Gesellschaftsschichten verglichen. Aber so — —

Wieder fielen ihm die kleinen Hunde ein, von denen einst, in der Schule zu Wederode, ein Mitschüler gesprochen hatte. Diese Hunde hatte man ins Wasser geworfen, denn sie waren blind geboren! — „Blinde Menschen sollte man auch ins Wasser werfen, dann würden sie sich und anderen nicht zur Last fallen!" Schüchtern und scheu kam

ihm dieser Gedanke; doch mit ängstlicher Hast drückte er ihn sogleich wieder in den verschwiegensten Winkel seines Herzens zurück.

„Nur nicht denken! Nur das nicht denken!" schrie es in ihm. „Das ist ungerecht! das ist Sünde! Es wird schon noch alles gut werden!" Und heißer sehnte er sich dann wieder nach der Blindenanstalt zurück, wo blinde Menschen normale Menschen sind!

Ja, der Verkehr mit sehenden Menschen brachte unserem Kurt die größten Bitternisse seiner Jugendzeit!

---

19. Kurt lernt ein nettes, gebildetes Fräulein kennen usw. usw.

Kurt und Blokowski haben Erlaubnis bekommen in die Stadt zu gehn, sie wollen einiges einkaufen; Heidland — er zählt schon 16 Jahre, ist also erwachsen — soll als Führer und Aufsichthabender mitgehen.

O, was das für ein Fest ist, so allein auf der Straße zu gehen, ohne einen beaufsichtigenden Beamten! Man kommt sich vor, gerade wie ein gewöhnlicher Mensch! Gar nicht mehr wie ein „Zögling"! Man trägt den Kopf hoch, weit zurückgelegt: Erstens, weil man dann größer wird, und zweitens, weil man sich dann nicht so leicht an den Kopf stößt! denn der Führer sieht wenig.

Was da alles vorkommen kann! Kurt tritt einmal auf eine Hundepfote, die aus einem Vorgartengitter herausliegt. Wie entrüstet der siestahaltende Pfotenbesitzer aufheult!

„Entschuldige, Hund!" macht Blokowski liebenswürdig, „der junge Mann ist blind!"

Ein Herr führt sie über eine belebte Straße; er unterhält sich lange mit den jungen Leuten von 14 und 16 Jahren; zuletzt drückt er Kurt schweigend einen Fünfziger in die Hand und geht rasch davon.

Kurt ist verblüfft, beschämt; es ist ihm peinlich, ein Almosen zu nehmen. Blokowski aber sagt:

„Mensch, sei nicht komisch, Geldverdienen ist nicht so leicht!"

Und man beschließt, den Fünfziger in Zigaretten anzulegen: denn erstens, man bekommt da viel fürs Geld, bei Knorrs gibt es hundert Stück dafür! und Zigarettenetuis kriegt man noch zu! Und zweitens, Rauchen ist verboten, es ist also besonders schön!

Den Clou des Freiheitsfestes, den Einkauf bei Lindners, spart man sich bis zuletzt auf. „Lindners" sind ein bescheidenes Warenhaus an der Ecke der Straße; jeder Käufer, der mindestens für 95 Pfennige kauft, bekommt hier einen Liqueur; Lindners sind also mit Recht berühmt in der Anstalt.

Sie treten ein. Da — paßt auf, jetzt kommt's! — fragt ein Fräulein, ein wirklich feines, gebildetes Fräulein natürlich:

„Was wünschen der Herr?"

Kurt fährt gleich mit einem Ruck fünf Zentimeter aus dem Halskragen heraus, und nun ist er wirklich ein „Sie!“ und ein „Herr!“

Was der Herr wünscht? Nun, der Herr wünscht einen Gummikragen.

Als das nette, gebildete Fräulein mit einem Gummikragen hat dienen können, fragt sie wieder:

„Wünschen der Herr vielleicht noch etwas?“

Aber der Herr wünscht eigentlich nichts mehr. Sie hat das wohl geahnt; denn sie setzt gleich hinzu:

„Vielleicht Zigaretten, Zigarren? Ansichtspostkarten? — Vielleicht so etwas — etwas — etwas als Andenken?“

„O, wie sie nett war! wie ihre weiche, jugendfrische Stimme süß ins Ohr schmeichelte! Er hätte gleich etwas ganz Teueres, bis zu einer Mark, kaufen mögen, und ihr zum Andenken lassen. Doch das war zu aufdringlich! So feine Fräulein wollen das nicht!

Aber, — nun fiel es ihm ein — er brauchte ja noch eine Zigarettenspitze.

Sie bot gleich zwanzig Sorten an. Aber die erste war gerade seinem Wunsche entsprechend.

Sie gingen zum Ausgange. An der Tür stand

ein anderes Fräulein, die auch ganz reizend war und sagte:

„Darf ich vielleicht den Herren einen Liqueur anbieten?"

O gewiß, das durfte sie schon, denn deswegen waren die Herren eigentlich nur gekommen! Die Herren genehmigten nun jeder einen Kümmel; und das nette Fräulein mit dem Andenken — sie war mit vorgekommen, so viel Anhänglichkeit! — sagte zu ihm, zu ihm eigentlich allein, das fühlte er heraus:

„Wohl bekomm's!"

Und es bekam sehr wohl. Man hustete ein wenig, aber es bekam! Und die Herren verabschiedeten sich.

Auf dem Heimwege war Kurt sehr zerstreut. Ihm klang immer das silberne „Auf Wiedersehn!" in den Ohren. O, wie sie nett war!

Als dann Kurt mit Blokowski im Parke auf- und abging, gab es einen heftigen Streit zwischen den beiden Freunden, wohl der erste seit der Vorschulzeit.

Kurt wußte bestimmt, daß das feine Fräulein mit dem Andenken eigentlich zu ihm allein „Auf Wiedersehn!" gemeint hatte; aber Blokowski war

der Ansicht: das habe allen gegolten und vielleicht — man kann das nicht wissen — vielleicht auch ihm, dem Blokowski, besonders. Kurt blieb trotzig bei seiner Meinung. Und das war eigentlich kein Trotz, denn er wußte es ganz genau: ihn hatte sie gemeint.

Sie kamen hart aneinander. Blokowski gab endlich nach:

„Na weißt, wegen der wollen wir uns nicht zanken, das ist die ganze Sorte nicht wert! Wir wollen uns teilen! Du nimmst die mit dem Andenken, ich nehme die mit dem Kümmel!" Kurt war es einverstanden.

In der nächsten Nacht träumte er immerfort von dem Andenken des feinen, gebildeten Fräuleins.

20. Abschied.

Nach sorgfältigen Erkundigungen und Erwägungen hatte sich Herr Werner entschlossen, sein Kurt sollte Musiker werden! Als Organist konnte er einst eine zwar bescheidene, aber doch geachtete Stellung einnehmen, und der Junge hatte Talent und Neigung zu diesem Beruf. Kurt freute sich sehr, Organist werden zu dürfen, war es doch schon in der Vorschule sein Wunsch gewesen, Balgentreter bei der Orgel zu werden. Die Studien sollten nicht in der Blindenanstalt, sondern an einer Fachschule, an einem Konservatorium absolviert werden; Kurt mußte also mit dem Abschluß der Schulzeit die Anstalt verlassen. Das tat ihm weh; sie war ihm eine Heimat geworden; es war ihm, als ob ein Teil seines besten Ichs aus ihm herausgerissen würde, als ob ihm der feste, solide Boden der Ständigkeit unter den Füßen weggezogen werden sollte. Dennoch aber freute er sich auf das Leben, auf das Studium der Musik. Der Tag des Scheidens war herangekommen.

Kurt war früh aufgestanden; er wollte allein im Park spazieren gehen; er wollte Abschied nehmen von dem Park, in dem er die schönste, die beste Zeit seiner Knabenjahre verlebt, verträumt, verspielt hatte. Der Park hatte zu Ehren des Scheidenden sein neues Frühlingsgewand angelegt; Kurts Füße rauschten im jungen Gras, und seine Hand streifte klebrige Knospen von den Zweigen der Sträucher. Weihevolle Stille lag über der weiten Natur; nur das „Hüh!" und „Pr!" der pflügenden Bauern brachte der würzige Frühlingswind vom Felde getragen, und die jauchzende Trillerkette der Lerche floß aus schweigender Stille hernieder, als käme sie aus dem hohen Himmel selbst.

Kurt ging sinnend durch die altbekannten Wege, durch die er früher so oft in wildem Knabenübermut gestürmt war. Das sollte nun alles nicht mehr sein; gesetzt und bedacht sollte er von jetzt ab durchs Leben gehen, nicht mehr zum Spielen, zur Arbeit ging es jetzt!

Er kam an das kleine Wiesenfleckchen, das den Knaben- vom Mädchenpark trennte. Dort setzte er sich auf die Bank. Wie oft hatte er hier gesessen an lauen Sommerabenden, wenn die Nachtigall schlug und der Ruch des Flieders jede Kreatur

in süßen Taumel zwang. Oft waren dann die Mädchen drüben singend spazieren gegangen, und er hatte sich von den schlichten Volksweisen einlullen lassen in süßes Träumen. Dann hatte er hineingelauscht in den Stimmenreigen, ob er nicht Klärchens feines Kinderstimmchen heraushören konnte, das zarte Vibrato mit dem so eigenartig spröden und doch auch wieder so schmelzenden Wohllaut kannte er ja schon vom ersten Tage der Vorschulzeit an. Das war nun alles, alles vorbei; das würde nun wohl nie wiederkommen. Es hieß eben Abschied nehmen von der Jugend. O, wie war das schwer.

Er schloß die Augen. Das ganze Anstaltsleben glitt an seinem geistigen Auge vorüber. Es schien monoton und war doch so abwechslungsreich gewesen.

So sinnend saß er, da hörte er leichte, flinke Schritte herankommen. Jetzt zögerten die Schritte; ein Kleid rauschte. Wie wohl er diese Schritte kannte. Ein leichtes Beben ging durch seinen Körper, aber er öffnete die Augen nicht.

„Kurtel," fragte da Klärchens süße Schmeichelstimme, „ich wollte dir nur Adieu sagen; du gehst

doch nun in die weite Welt hinaus, und wer weiß — die Stimme stockte —, ob wir uns wiedersehn."

Aus dem Mädchenpark klang das tiefe, weiche Flöten der Amsel, und der Pirol sang seine Rezitativs dazwischen; über ihnen aber schmetterte der Buchfink seine Frühlingsfanfare.

Kurt ging auf ihr Gespräch nicht ein.

„Wie damals, als ich in die Vorschule eintrat," sagte er leise, „weißt du noch? wie wir auf Direktors Bank saßen!"

„Ja," kam es zitternd von ihren Lippen, „das war schön!"

„Damals warest du die Führerin, die mich ins neue Leben einführte; jetzt werde ich es allein tun müssen! — Aber ich komme oft her, Klärchen; ich bin dann ja Besuch, dann kann ich dich auch sprechen." — Sie schwieg, er fühlte, sie mußte die Tränen zurückhalten, sie zitterte. — „Klärchen, ich komme doch wieder," setzte er hinzu, „ich bin doch nicht aus der Welt! Setz' dich doch ein bißchen her, heute wird kein Beamter etwas sagen, wenn er es sieht; ich gehe ja nun, ich bin doch kein Zögling mehr. Weißt du noch, wie der Schnapsfechser nicht zu finden war? und wie du da für mich gelogen hast?"

„Und wie du mich in den Springbrunnen werfen wolltest, weil ich nicht dem Manitou geopfert hatte," setzte sie lächelnd hinzu.

„Ach ja, es war doch herrlich alles. Ob es je wieder so schön wird?"

Ein blinkender Sonnenstrahl schoß über die hohen Baumwipfel und flocht schimmernde Goldkronen in das Blondhaar der beiden. Kurt fühlte den Sonnenstrahl, und ein Lächeln ging über seine Züge:

„Siehst du, Klärchen, die Sonne kommt, die will sagen: Es wird alles hell und glücklich werden!"

Lange saßen sie schweigend und lauschten der bunten Frühlingssymphonie.

„Kurtel," begann sie wieder, „ich habe auch etwas für dich gemacht, zum Andenken an die Blindenanstalt. Es ist ja nicht viel, aber ich habe ja auch nicht viel, ich kann ja auch nicht viel. Eine Brieftasche, darauf habe ich deinen Namen gestickt. Willst du sie haben?"

„Hast du auch deinen Namen drauf gestickt?"

Sie schwieg.

„Hast du denn auch deinen Namen darauf gegestickt, Klärchen? Ja?"

„Ja!" kam es leise von ihren Lippen; es war

nur ein Hauch, aber er hatte es doch gehört, und eine brausende Freude stieg in ihm auf. Er hätte fast aufgeschrien vor Lust. Stürmisch steckte er die Brieftasche ein.

„Ich habe auch etwas für dich. Aber es ist gar nichts wert, gar nichts. Ich weiß nicht, ob du das auch haben willst, Klärchen?"

„Ja!" jauchzte es aus ihr, und lachendes Glück lag in der silberhellen Stimme.

„Es ist nämlich bloß ein Gedicht. Ich weiß nicht ob — aber ich dachte immer so — wenn du so im Sommer hier allein sitzest, und die Nachtigall singt und der Flieder duftet —" Er reichte ihr ein verschlossenes Kuvert. Darin stand sein erstes Gedicht:

„Süße Engelklänge schweben
Leise mit verhaltnem Beben
Auf zum ernsten Sternenbogen.
Und wie schmerzvoll sie auch klagen
Und wie flehend sie auch fragen:
Ist auf ewig er gezogen?
Keine Antwort tönt hernieder,
Nur der Wind rauscht leis' im Flieder,
Und die Nachtigall singt still:
Füg' dich, Kind, wie Gott es will.

Stiller wird nun bald das Singen,
Ruhiger das Antwortringen,
Bis in Wehmut es hinfließet.
Zitternd schmelzen letzte Töne
Bis der Mund, der lieblich schöne,
Sich im Traume lächelnd schließet.
Doch auf Mondes Silberschwingen
Sanft die Grüße fernhin dringen
Hin zu ihm, der glückberauscht
Ihrer Liebe selig lauscht!

Stürmisch sprang Kurt auf.

„Adieu, Klärchen, und auf Wiedersehn! Adieu!"

Und damit war er auch schon weg wie ein Wirbelwind. Nun ging es um den Park herum so wild, so toll wie je. Da mußten die alten Bäume, die ihn hatten aufwachsen sehen, hell auflachen; und sie schlugen mit ihren kahlen Holzarmen bravoklatschend ineinander und warfen ihm tauige Lachtränen ins Haar, und die Sonne funkelte, und der Frühlingswind heulte unpassend dazwischen. Kurt aber rannte und rannte.

„Hurra! das Leben! Hurra! die Kunst!"

Ende.

Ein Schlußwort an alle Blindenfreunde.

Tiefes Mitempfinden ergreift dich wohl, du Glücklicher mit blanken, lachenden Augen, begegnest du einem deiner lichtlosen Mitmenschen, wie er im harten Kampf ringend um die Existenz, mühevoll seinen dunkeln Weg verfolgt. Du fühlst dich hinein in seine oft so freudlose, fast immer aber so bescheidene Lage, und deine Hand greift wohl in die Tasche, um zu lindern, wie du meinst. Herzlicher Dank sei dir dafür! Und dennoch — wundere dich nicht — dennoch hat dieses Büchlein den Zweck, dich zu bitten, deine freundliche Hilfsbereitschaft nicht in dieser Weise, sondern anders betätigen zu wollen.

Personen, die körperlicher oder geistiger Defekte wegen lohnende Arbeit nicht ausführen können, sind ja unbedingt berechtigt, ja gezwungen, Almosen zu empfangen. Somit auch Blinde, die — eben dieser Defekte wegen — nicht arbeiten können.

Die moderne Blindenerziehung hat es jedoch so weit gebracht, daß ein großer Teil der Blinden lohnende Arbeit leisten kann. Freilich — das sollte

nie verschwiegen werden — erbringt die Arbeit eines Blinden ihm selten voll und ganz die notwendigen Existenzmittel, sondern nur einen Teil derselben.

Immerhin — und darin liegt ein sehr wesentliches Moment — wirkt diese Arbeit moralisch hebend und den psychischen Allgemeinzustand fördernd. Der Blinde fühlt sich auf Grund seiner Arbeitsleistung als nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft. Er fühlt sich jetzt als daseinsberechtigt. Die Arbeit wirkt somit als belebender Jungquell, wohingegen das Almosenempfangen auf sehr viele Individuen demoralisierend und niederdrückend wirkt.

Dem nichtsehenden Menschen sind nun aber nur wenige Berufe ausführbar, und auch in diesen — soweit es sich um Handwerksberufe handelt — kann er nicht so rasch arbeiten wie sein sehender Mitarbeiter. Dazu kommt ferner, daß er im Anbieten und Feilhalten seiner Waren naturgemäß äußerst behindert, und also auch dadurch wieder sehr benachteiligt ist. Durch all diese Hindernisse wird seine Arbeitsfreudigkeit oft deprimierend beeinflußt.

Da sollte nun die Hilfe weitester Kreise einsetzen: Man sollte die Blinden dadurch unterstützen,

daß man ihre Arbeiten und Arbeitsleistungen recht ausgiebig in Anspruch nimmt.

„Das ist die schönste Betätigung des Mitfühlens!"

Die blinden Handwerker.

Der weitaus größte Teil der Blinden wird zu Handwerkern herangebildet: zu Seilern, Korb- und Stuhlflechtern und zu Bürstenmachern. Sie sind durchaus befähigt, alle Erzeugnisse ihrer Berufe in vorzüglichen Qualitäten herzustellen. Solche blinde Handwerker findet man heute schon in allen Großstädten, nicht selten auch in kleinen und kleinsten Orten. Vielfach vertreiben sie nebenher auch noch andere Waren, wie dies ihre sehenden Konkurrenten auch tun.

Blinde Klavierstimmer.

Unter die Handwerker sind wohl auch die Klavierstimmer zu zählen. Der Beruf des Klavierstimmers ist in geradezu idealer Weise für den Blinden geschaffen, denn er erfordert das Auge fast gar nicht, dagegen das Gehör — das bekanntlich beim Blinden besonders gut entwickelt ist — im ausgiebigsten Maße. Eine große Zahl von Klavierfabriken hat

denn auch blinde Klavierstimmer angestellt, die seit langen Jahren zu höchster Zufriedenheit arbeiten. Ich greife hier nur einige Leipziger Fabriken heraus, die Weltruf erlangt haben, und deren Klaviere fast ausschließlich von blinden Stimmern gestimmt werden. Es gehören hierher:

Julius Blüthner, Julius Feurich und Gebr. Zimmermann.

In sehr vielen deutschen Städten findet man auch blinde Privatklavierstimmer, ihr ausgedehnter Kundenkreis bestätigt ihre Tüchtigkeit.

Blinde Musiker.

Kann es Berufe geben, die sich besser für blinde Personen eignen wie Musikberufe? Ist es doch in den weitesten Schichten der Gesellschaft allgemein anerkannt, daß das „Musikalischsein" unter den Blinden gewissermaßen heimisch ist, daß sie ein äußerst feines Gehör haben. Die Zahl der blinden Musiker wächst denn auch von Jahr zu Jahr.

Fast in jeder deutschen Großstadt gibt es blinde Organisten. Viele von ihnen versehen seit langen Jahren ihren Dienst zu vollster Zufriedenheit ihrer vorgesetzten Behörde.

Auch blinde Musiklehrer gibt es in großer Zahl. Sie können sich dauernd neben ihren sehenden Konkurrenten halten: Der schlagendste Beweis ihrer pädagogischen Tüchtigkeit!

Blinde Virtuosen und Blindenkonzerte.

Es gab und gibt eine recht beträchtliche Zahl von blinden Virtuosen. Sie genießen zum Teil die höchste Wertschätzung von seiten ihrer sehenden Berufsgenossen, nur selten aber von seiten des großen Publikums. Es ist dies durchaus nicht absurd, sondern eine folgerichtige Konsequenz der Entwicklung des modernen Blindenwesens.

Der Virtuos ist für das große Publikum noch immer „das Wundertier!", das seiner wunderbaren Fähigkeiten halber bestaunt und bewundert wird.

Vor etwa 40 Jahren begann man derartige Wundermänner, die noch dazu blind waren, auf das Konzertpodium zu stellen. Das Wunder der Wunder! Man staunte, und mit Recht.

Die Konzertunternehmer merkten sehr bald, daß es ein gutes Geschäft ist, blinde Künstler konzertieren zu lassen. Denn das Publikum nahm gern Karten zu diesen Konzerten: Einmal, um etwas Besonderes

— einen blinden Virtuosen — zu sehen und dann auch, um den „armen Blinden" zu unterstützen.

Aber nicht nur die Unternehmer, auch die Blinden selbst merkten, daß das Konzertieren ein „gutes Geschäft" ist. Sie traten immer zahlreicher zu diesem Beruf über. Leider waren unter diesen übertretenden Virtuosen sehr viele, die durchaus nicht Künstler waren. Das Publikum sah ja nicht mehr die künstlerische Leistung, sondern „den armen Blinden" So ist es denn jetzt dahin gekommen, daß ein guter blinder Künstler nicht mehr konzertiert, oder doch nur, wenn ihn äußerste Not dazu zwingt. Dagegen reisen zahllose Nichtkönner im weiten Vaterlande umher, ihre zweifelhaften Künste zu zeigen. Ihre Agenten sind vielfach Individuen von recht anrüchiger Moral, die das Mitleid des Publikums ausnützen, um ihre eigenen Taschen zu füllen.

Die Blinden in der Gesamtheit protestieren in Zeitungen und Vereinen gegen solche betrügerische Sympathieausbeutung des Publikums, und sie tun recht daran, ist man doch so sehr geneigt, Einzelfälle zu verallgemeinern und von einem Blinden auf alle zu schließen.

Das ist das Allgemeinbild. Es ist jedoch Pflicht der Gerechtigkeit, in diesem Zusammenhange auch

zu sagen, daß durchaus nicht alle Blindenkonzertagenten zweifelhafte Individuen, daß durchaus nicht alle sogenannten blinden Künstler Nichtkönner seien. Nein, es gibt auch hier sehr achtungswerte, reelle Elemente, die tüchtiges leisten. Und gerade sie leiden empfindlich unter der gegnerischen Abwehrbewegung der übrigen Blinden.

Blinde Geistesarbeiter.

Es gibt auch eine ganze Zahl von blinden Gelehrten. Sie haben meist unter erschwerenden Verhältnissen das Gymnasium absolviert und sich dann eine akademische Bildung angeeignet. Viele von ihnen sind zum Doktor promoviert. Diese Karriere hat jedoch mehr sportlichen als praktischen Wert. Denn sie können ihre erworbenen Kenntnisse nur selten zum Erwerb ihres Lebensunterhaltes ausbeuten.

Trotzdem: Es gibt ein paar blinde Geistliche, eine größere Zahl Sprachlehrer und sogar ein paar Privatdozenten.

Noch seltener sind naturgemäß schaffende Künstler, weil sie ja außer bedeutendem Wissen und Können auch noch besondere, von der Natur gegebene Begabung haben müssen.

Alle aber: wirkliche Virtuosen, ernste Gelehrte und echtschaffende Künstler sollen Repräsentanten der gesamten Blindenwelt sein. Sie sollen zeigen, was auch der nichtsehende Mensch erreichen kann, wenn er Begabung, Fleiß und eiserne Ausdauer besitzt. Sie sollen Sympathie für die Blinden wecken und stärken und können so als wahre Kulturträger angesprochen werden.

Wenn nun dieses bescheidene Büchlein, lieber Leser, dir Sympathie geweckt hat für deine lichtlosen Mitmenschen, wenn du einige Stunden mit freundlichem Lächeln hineingeschaut hast in die kleine Welt, die es dir entrollt, dann ist auch sein idealer Zweck erfüllt: „Dann nutzt es den Blinden!“

Buchdruckerei Robert Noske, Borna-Leipzig.